

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



So leicht kamen Schweizer Politiker zum Dokortitel

Die Kurz-Dissertationen von Parlamentariern, Regierungs- und Bundesräten.
Von Philipp Gut

Koks-Dealer besiegt Schweiz

Der Europäische Menschengerichtshof macht's möglich.
Von Peter Keller

Freud ruinierte mein Leben

Neun Jahre Psychoanalyse – eine Schadensbilanz. Von Katja Huber





David Beckham. Ein Mann von Welt, der sich der Perfektion verschrieben hat. Der Präzision und dem Stil. Eine Legende, die High Performance zelebriert. Am Handgelenk die Breitling Transocean Chronograph Unitime, die ultimative Reiseuhr mit von der COSC offiziell Chronometer-zertifiziertem Manufakturkaliber B05 und 5-jähriger Breitling Garantie. Automatischer Hochleistungschronograf. Patentierter Universalzeitmechanismus mit ständiger Zeitanzeige aller 24 Zeitzonen und ultrabedienungsfreundlichem Korrektursystem über die Krone. Komfort und Eleganz für First-Class-Reisen. Von Breitling.

BREITLING.COM

WORLDCLASS TRAVELERS



CHF 10'740.- unverbindlicher Richtpreis



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



Entdecken Sie die Vielfalt der Schweizer Traditionen und Bräuche.

Holen Sie sich jetzt in einer UBS-Geschäftsstelle in Ihrer Nähe die neue Broschüre «100 Traditionen & Bräuche. Echt Schweiz.» von Schweiz Tourismus und UBS. Mit exklusiven Tipps und vergünstigten Freizeitangeboten.



UBS – Partner von
Schweiz Tourismus



www.ubs.ch/entdecken

Intern

Unser Redaktor Rico Bandle ass gerade mit dem grünen Nationalrat Bastien Girod in einem Zürcher Szenelokal ein Birchermüesli, da fuhr ein riesiges Hummer-Fahrzeug vorbei. «Sehen Sie, solche Fahrzeuge gibt es noch immer in Zürich», sagte Girod. Der Hummer kam ihm als Argument gelegen, um aufzuzeigen, dass Zürich noch nicht grün genug sei. Mit dieser Meinung ist Girod nicht alleine. Am Wochenende findet der zweite Wahlgang für den Zürcher Stadtrat statt. Wird der Vertreter der Alternativen Liste gewählt – was Experten für durchaus möglich halten –, sind neu sieben von neun Regierungmitgliedern dem links-



Modell-Stadt Zürich: Stadtpräsidentin Mauch.

grünen Lager zuzuordnen. Wie ist das in der Wirtschafts- und Finanzmetropole möglich? Bandle hat sich umgehört in einer Stadt, in der Politik und Kultur durch und durch vom linken Diskurs geprägt sind. Seite 26

Marc Weber Tobias ist einer der grössten Namen in der Sicherheitsbranche. Doch selbst wenn Sie noch nie von ihm gehört haben, kennen Sie vermutlich seine Arbeit: Er hat herausgefunden, wie man Ihr Auto stehlen, Ihre Wohnungstür knacken und Ihre Post abfangen kann. Tobias ist der gewiefteste Schlossknacker der Welt und hat damit schon ordentlich Geld verdient. Letzte Woche war Tobias auf Besuch in Zürich, wo er Firmen als Berater für Hochsicherheitsschlösser zur Seite stand. Wie ein Verbrecher zu denken, mache ihm Spass, erzählt er. Und er gibt sich auch überzeugt, dass seine Passion unsere Gesellschaft sicherer macht. Doch warum stellt er Videos

auf Youtube, in welchen er Sechsjährigen erklärt, wie man Gewehrsicherungen aufbricht? Tobias ist ein Mann mit tausend Siegeln. Charles Graeber, unser Spezialist für sinistre Zeitgenossen, hat den Meisterknacker für die *Weltwoche* porträtiert. Über eine andere bizarre Figur hat Graeber diese Woche ein Buch publiziert. In «The Good Nurse» beschreibt er das Leben des furchtbarsten Massenmörders der



Mann mit tausend Siegeln: Meisterknacker Tobias.

US-Geschichte. Die *New York Times* hat das Buch bereits als «überwältigendes Werk» gelobt, «ein Thriller in jedem Sinn des Wortes». Nächsten Sonntag tritt Graeber im legendären Nachrichtenmagazin «60 Minutes» auf dem US-Sender CBS News auf. Seite 54

Ganz einfach war es nicht, einen Gesprächstermin mit Fritz Gerber zu finden. Zum einen feierte der ehemalige Roche-Chef gerade seinen 84. Geburtstag, en famille, ist anzunehmen, zusammen mit einer inzwischen stattlichen Enkelschar. Zum anderen stand auch noch eine Reise in den Süden an. Trotz Terminnot: Darauf bestand der Ehrenpräsident der Basler Weltfirma Roche – auf einem persönlichen Treffen mit unserem Mitarbeiter René Lüchinger. Das war ganz im Sinne des Journalisten. Fritz Gerber kennt sowohl das Unternehmen wie auch die Erben-Familie wie kein Zweiter. Und Lüchinger wollte herausfinden, inwieweit die beiden nach knapp 120 Jahren Firmengeschichte sich noch im Gleichklang befinden. Nach über zwei Stunden Gespräch schien klar: Einzelne Erben mögen Aktien verkauft, andere aus dem gemeinsamen Pool ausgetreten sein; in Familienbesitz bleibt die wertvollste Firma der Schweiz gleichwohl. Seite 40

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles),

Florian Schwab, Lucien Scherrer,

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Musciconico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (Leitung),

Verena Tempelmann, Joël Hunn (Assistent)

Layout: Tobias Schär (Leitung),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antonovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),

Christine Lesnik (Leitung WW-Magazin),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@aextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Jederzeit besser informiert.



Wirtschaft, Politik und Börse laufend auf den Punkt gebracht: handelszeitung.ch liefert Ihnen News, Meinungen und Hintergründe – rund um die Uhr, wo immer Sie sind. Nun noch umfassender und übersichtlicher auf Ihrem Handy, Tablet oder Computer.

handelszeitung.ch
egal wo, egal wann



Bürger aus Glas

Wie glaubwürdig ist ein Betrüger? Automatischer Informationsaustausch. Sind die Schweizer besser? Von Roger Köppel

Der entscheidende Punkt beim automatischen Informationsaustausch ist: Der Staat kann, bei vollständigem Informationsaustausch, seinen Bürgern beliebig und ohne Anfangsverdacht in die Konten schauen. Zweierlei ergibt sich daraus. Erstens: Die Datenmengen werden so gross sein, dass sie nicht mehr zu bewältigen sind. Das hat bereits die Affäre um die Offshore-Leaks gezeigt, die vor kurzem die Medien in Atem gehalten haben. Die Mengen waren so gross, dass die Reporter jahrelang daran herumforschten, um dann eigentlich nichts herauszufinden. Zweitens: Wenn die allgemeine Datenmenge ihre Deuter überfordert, grassiert Willkür. Man muss kein Anhänger von Verschwörungstheorien sein, um die zwingende Folge dieser Totaltransparenz abzusehen. Wenn die Datenfülle zu gross ist, um alles zu verwerten, werden die staatlichen Schnüffler und Überwacher selektiv, also willkürlich vorgehen. Sie werden sich bestimmte Personen und Firmen vornehmen, andere nicht. Nach welchen Kriterien die entblätternen Privatsphären durchleuchtet werden könnten, wissen wir nicht. Meistens trifft die Macht der Behörden die politisch Unbequemen.

Wenn Politiker heute – wie BDP-Präsident Landolt – leichthändig den automatischen Datentransfer fordern, ohne sich die Konsequenzen für die Schweiz ernsthaft zu überlegen, handeln sie fahrlässig. Sie setzen sich dem Vorwurf aus, aus Opportunismus und Profilierungsfreude Grundwerte unseres Staatsmodells zu gefährden. Der Schutz der finanziellen Privatsphäre ist eine Voraussetzung der direkten Demokratie. Fast sehnt man sich in jene bewegten Tage zurück, als die Schweiz kollektive Empörung zeigte über die Affäre um die Fichen. Die Fichen enthielten oft banalste Erkenntnisse, deren Notierung durch die Behörden dennoch viel Kritik entfachten. Sollte der Staat den Durchblick auf unsere Konten erhalten, wäre das gravierender. Heute schweigen die Empörten von einst.

Kürzlich habe ich mich mit einem Bekannten darüber unterhalten, warum die Schweizer als weitgehend immun gelten, wenn es um heftige politische Ideologien geht.



«Typus des Berglers.»

Man sagt uns nach, wir seien nüchterner als andere Völker. Pathos und abgehobene Konzepte kämen schlecht an in der Schweiz. Das stimmt, aber die Frage ist interessant: Warum eigentlich? Ich glaube nicht, dass wir die intelligenteren Menschen sind. Die Schweizer haben kein «No Bullshit»-Gen, das sie von anderen abhebt. Sicher hat es etwas damit zu tun, dass der Typus des Berglers praktisch veranlagt ist. Ein von Natur aus armes Land kann sich geistige Höhenflüge weniger leisten. Man muss arbeiten. Das alles trifft zu, entscheidend aber scheint etwas anderes: Es sind die Institutionen, namentlich die direkte Demokratie. Jedes Land hat Schichten, die sich von grossen Ideen verführen lassen. Die Frage ist, wie es die Klasse der Verführbaren bändigt. In der Schweiz findet die Erdung durch die direkte Demokratie statt. Sie zwingt noch jeder Wolkenschieberei den Realitätstest auf. Auch bei uns spreizen sich gelegentlich die Ideologen, aber sie werden institutionell gezähmt. Die Schweizer sind nicht besser, aber sie haben ein besseres System. Die direkte Demokratie ist ein Gebot der Stunde.

Ein Betrüger beschuldigt die Person, die er nachweislich betrogen hat, des Betrugs. Beweise legt er keine vor. Es gilt das Wort des Betrügers.

Das ist kein Witz, sondern eine präzise Schilderung der Argumentationsweise des Schweizer Fernsehmagazins «Rundschau» in seiner Kampagne gegen SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli. Die forsche «Leutschenbach»-Truppe hat einen anonymen Zeugen ausgegraben, der vor laufender Kamera zugibt, er habe seine eigene Dissertation von einem bezahlten Dritten schreiben lassen. Und mehr noch: Doktor-

vater Mörgeli habe vom Betrug gewusst und «neutral» reagiert, also nichts getan. Im Gegenteil. Auf die Frage des Journalisten, ob er, der Betrüger, ein «Einzelfall» sei, der sich die «Doktorarbeit erschlichen» habe, verneint der Zeuge. Nein, es habe noch «sehr viele» andere gegeben. Beweise werden keine vorgelegt. Es gilt das Wort des Betrügers.

Der landesweit bekannte und gefürchtete Konfrontationspolitiker Mörgeli als Kopf eines Netzwerks medizinischer Dissertationsfälscher? Einem Akademiker vorzuwerfen, er segne intellektuell schwächliche Dissertationen ab, ist das eine. Wie wir in dieser Ausgabe zeigen, sind nicht alle Schweizer Dissertationen das Gelbe vom Ei. Möglich, dass auch unter Prof. Mörgeli manchmal Standards unterschritten wurden. In eine ganz andere Kategorie jedoch fällt die Kritik, ein Hochschulprofessor habe wissentlich und absichtlich gefälschte Dissertationen angenommen. Nicht nur einmal, sondern in «sehr vielen» Fällen. Dies ist der happige Vorwurf, den die «Rundschau» gegen Mörgeli erhebt. Ihre Hauptquelle ist bis jetzt der anonyme Betrüger, der Mörgeli betrog und nun behauptet, der Betrogene sei auch ein systematischer Betrüger gewesen. Allerdings: Bis zum Beweis des Gegenteils ist Mörgeli nicht Täter, sondern Opfer eines Betrugs.

Scheue Gegenfrage: Wie verlässlich ist ein anonymer Betrüger, der eine bis heute unbescholtene Person, einen habilitierten Akademiker, langjährigen Hochschulangehörigen und mehrfach wiedergewählten Nationalrat des Betrugs bezichtigt? Welche Minimalanforderungen an Integrität und Glaubwürdigkeit stellt das Schweizer Fernsehen eigentlich an seine Informanten, bevor es diese Informanten als Kronzeugen für schwerwiegende, ja geradezu rufmörderische Vorwürfe aufruft? Die journalistische Strategie, anonyme Heckenschützen zu installieren, steht kaum im Pflichtenheft des öffentlich-rechtlichen Fernsehens.

Die «Rundschau» sollte sich erklären. Und vor allem sollte sie Beweise vorlegen, die ihre Behauptung, Mörgeli habe wissentlich und systematisch gefälschte Dissertationen angenommen, zweifelsfrei belegen. Anstatt ihre wenigen Kritiker zu kritisieren, sollten die gebührenfinanzierten «Rundschau»-Macher Transparenz schaffen. Vielleicht haben sie ja tatsächlich noch Belege oder Dokumente, die beweisen, dass Mörgeli vorsätzlich Dissertationsbetrug geduldet und abgesegnet hat. Möglicherweise verfügen sie über mehr als bloss die mündlichen Betrugsvorwürfe eines bekennenden Betrügers. Als treuer und langjähriger Gebührenzahler, der gern wüsste, in welchen Journalismus er sein Geld investiert, erhebt auch der Schreibende den Anspruch, mehr zu erfahren.



Der Markt für Nachwuchs boomt: Seite 36



Blick nach innen: Hirnforscher Kandel. Seite 24



Radikalisiert: syrische Islamisten. Seite 52



Kurswechsel: Widmer-Schlumpf. Seite 32

Kommentare & Analysen

7 Editorial

13 Kommentar Befehl aus Strassburg

13 Im Auge Giuliano Bignasca, verhindertes Politiker

14 Offener Brief Betr.: Überfall

14 Kommentar Missstände im Sozialwesen

15 Personenkontrolle Yanez, Müller, Bolch, Stocker

15 Nachruf Sir Colin Davis, Dirigent

16 Die Deutschen Mehr wagen!

16 Wirtschaft Mit der Weko gegen Ausländer

17 Ausland Korea – Atomwaffen für alle?

18 Mörgeli Wahrheiten zur Asylkriminalität

18 Bodenmann Zack, zack, Cahuzac

19 Medien Der Gott heisst Big Brother

19 Gesellschaft Milde Kerle

20 Darf man das? / Leserbrief

Hintergrund

22 So leicht kamen Politiker zum Dokortitel

Die wissenschaftlichen Leistungen sind oft bescheiden

24 «Theorie des Verstands»

Nobelpreisträger Eric Kandel über die Tricks des Gehirns

26 Die linke Modell-Stadt

Was ist los in der Banken- und Wirtschaftmetropole Zürich?

29 Politik Die Kehrtwenden von BDP-Präsident Landolt

30 Gefährliche Gesten

Ein Urteil des Bundesgerichts legitimiert Gewalttäter

32 Ziel: lückenlose Überwachung

Was bedeutet der automatische Informationsaustausch?

34 Koks-Dealer besiegt Schweiz

Absurdes vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte

36 Schwanger oder Geld zurück

Der «Embryonen-Ausverkauf» sorgt für Kontroversen

40 Das Vermächtnis des Dirigenten

Der Basler Pharmakonzern Roche steht vor einer Zäsur

44 Im Reich der Inkorrekten

Regisseur Milo Raus Schauprozess gegen die Weltwoche

46 Die Eule der Minerva

Würdigung der britischen Schriftstellerin Hilary Mantel

49 Zeitgeschichte Weltwoche-Artikel vom 25. Januar 1952

50 Diäten und Dukaten der Eurokraten

Neue Studie über die Gehälter der EU-Parlamentarier

52 Aufstieg der Bärtigen

Im Norden von Syrien wächst die Macht der Islamisten

58 Der Superagent

Jorge Mendes, der einflussreichste Spielervermittler der Welt

60 Freud ruinierte mein Leben

In den Fängen der Psychiatrie – ein Erlebnisbericht

Three male models are standing side-by-side on a city street. The model on the left is wearing a dark brown suit with a light blue shirt and tie. The model in the center is wearing a dark brown suit with a light blue shirt and dark tie. The model on the right is wearing a light blue suit with a light blue shirt. All models have their hands in their pockets and are looking directly at the camera.

strellson

SHOP AT STRELLSON.COM





«So ähnlich wie beim Schach»: Sicherheitsfachmann Tobias. Seite 54

Interview

54 Denken wie ein Verbrecher

Kein Schloss ist vor ihm sicher, kein Sicherheitssystem raffiniert genug: Marc Weber Tobias ist ein gefragter Mann in internationalen Geheimdienstkreisen

Stil & Kultur

64 Stil & Kultur Fotografin Christine Simpson

66 Bestseller

66 Literatur Botho Strauss' «Fabeln von der Begegnung»

67 Pop José James entdeckte den Jazz im Hip-Hop

67 Jazz Jazz at Berlin Philharmonic I

68 Top 10

68 Kino «Beyond the Hills»

69 Fernseh-Kritik Breaking News: CNN und NBC

70 Namen Paul Riniker, Jörg Schneider, Mathias Gnädinger etc.

71 Hochzeit Maria Rappold und Marco Schädelin

71 Thiel Einbruch der Moral

72 Wein Ticino Bondola 2010

72 Die Besten Keine Zeit verschwenden

73 Auto McLaren MP4-12C Spider

74 MvH trifft Roland Mary, Gastronom

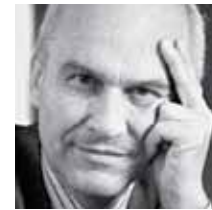
Autoren in dieser Ausgabe

Milo Rau



Der 36-jährige Schweizer ist derzeit einer der gefragtesten Theatermacher. Zuletzt sorgte er auf einer Moskauer Bühne mit einem Schauspielprozess gegen oppositionelle Künstler für Aufsehen. In seinem Essay sagt er, warum er demnächst der *Weltwoche* den Prozess machen wird. Seite 44

René Zeyer



Seine bissigen Bücher über die Auswüchse in der Finanzwelt – zuletzt «Cash oder Crash» – wurden zu Bestsellern. In dieser Ausgabe schreibt der 57-Jährige Journalist, Germanist und Historiker über das Geheimnis von Hilary Mantels grossen historischen Romanen. Seite 46

Abonnenten profitieren.



Ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT

LIEBEN | VERTRAUEN



125
Jahre

BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | bucherer.com

Manchmal
will man auch
nur seine Ruhe.
Aber wer sagt,
dass man
dabei alleine
sein muss.



Österreich

ankommen
und aufleben

www.austria.info

Ihre persönliche Ferienberatung
gebührenfrei unter 00800 400 200 00.

Befehl aus Strassburg

Von *Andreas Kunz* — Die Schweiz dürfe einen mehrfach verurteilten Drogendealer und Sozialhilfeempfänger nicht ausschaffen, urteilt der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte.



Neue Wegmarke in der Ausschaffungs-Debatte.

Was darf sich ein Ausländer in der Schweiz erlauben, ohne eine Wegweisung befürchten zu müssen? Spätestens seit der Ausschaffungsinitiative wird darüber hitzig diskutiert. Obwohl das Volk 2010 mit 53 Prozent Ja gestimmt hatte, wurde die Initiative nicht umgesetzt, da sie gegen das Völkerrecht verstosse. Eine neue Wegmarke in der Debatte setzte diese Woche der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg. Er urteilte über den Fall eines Nigerianers, der gegen eine Ausschaffung in seine Heimat rekurierte.

2001 war der 41-jährige Mann mit falschen Papieren eingereist. Nachdem sein Asylgesuch abgelehnt worden war und er das Land verlassen musste, kehrte er zwei Jahre später zurück. Er heiratete eine Schweizerin und erhielt dadurch eine Aufenthaltsbewilligung. Das Paar bekam zwei Kinder, später trennte es sich, worauf der Mann im letzten Sommer mit einer anderen Schweizerin ein drittes Kind in die Welt setzte. 2006 wurde der Nigerianer in Deutschland mit einer 42-monatigen Haftstrafe belegt, nachdem er versucht hatte, als «Bodypacker» 257 Gramm Kokain zu importieren. Ein paar Jahre zuvor war er bereits in Österreich wegen Drogenhandels zu vier Monaten Haft verurteilt worden.

2007 beschloss das Amt für Migration des Kantons Baselland die Ausschaffung des Nige-

rianers. Nicht allein wegen seiner Drogendelikte, sondern auch, weil er und seine Familie von der Sozialhilfe lebten und insgesamt 165 000 Franken bezogen hatten. Der Mann zog das Urteil an das Bundesgericht weiter, doch auch bei den Lausanner Richtern blitzte er ab. Sein privates Interesse am Verbleib in der Schweiz sei aufgrund seiner Straffälligkeit und Fürsorgeabhängigkeit kleiner als das öffentliche Interesse, ihn von der Schweiz fernzuhalten, urteilte das oberste Schweizer Gericht. Eine Ausschaffung des Vaters sei für die Familie zwar «unbestrittenermassen hart», urteilten die Richter. Doch der Mann habe nur wenige Jahre in der Schweiz gelebt, sei weder beruflich noch sozial integriert, spreche die Sprache nicht, verfüge jedoch über ein gutes soziales und familiäres Netz in seiner nigerianischen Heimat.

«Von übergeordnetem Interesse»

Der Mann zog das Urteil an den EGMR in Strassburg. Am Dienstag veröffentlichten die Richter unter dem Vorsitz des Italiener Guido Raimondi nun ihr Urteil: Es hiess die Beschwerde gut, verknurrte die Schweiz dazu, dem Nigerianer eine Aufenthaltsbewilligung zu erteilen und ihm eine Genugtuung von 9000 Euro zu bezahlen. Gemäss dem Richter-gremium verletze die geplante Ausschaffung das Recht des Mannes auf Achtung des Privat- und Familienlebens, das in Artikel 8 der Menschenrechtskonvention garantiert werde. Es sei «von übergeordnetem Interesse», dass die beiden Töchter aus erster Ehe in der Nähe ihres Vaters aufwachsen dürften, und da die Eltern getrennt lebten, könne nur eine Aufenthaltsbewilligung den regelmässigen Kontakt zwischen Vater und Kindern gewährleisten.

Der Entscheid der Strassburger Richter fiel mit 5 zu 2 Stimmen. Gemäss zwei Richtern hatte die Schweiz die Menschenrechtskonvention genügend beachtet, weil die Verurteilung wegen Drogenhandels deutlich gegen den Nigerianer spreche.

Fassen wir zusammen: Asylmissbrauch, zweifache Verurteilung wegen Drogenhandels, schlechte Integration, nicht vorhandene Sprachkenntnisse und jahrelange Sozialhilfeabhängigkeit reichen gemäss EMGR nicht aus, um einen Ausländer auszuschaffen – obwohl er in seiner Heimat gemäss Bundesgericht besser integriert wäre als in der Schweiz.

Mehr zum Thema: Seite 34

Wählt Lady Diana!



Giuliano Bignasca, verhinderter Politiker.

Leider war Giuliano Bignasca, die bekannte Betriebsnudel, an der Siegesfeier der Lega dei Ticinesi verhindert, denn er ist seit dem 7. März tot. Aber seine Wahl in den Stadtrat von Lugano ist ein Ereignis von historischer Tragweite, sozusagen die revolutionäre Entdeckung, dass es auch in der Politik ein Leben nach dem Tod gibt. Das werden sofort auch die britischen Tories erkennen, die vor wenigen Tagen Margaret Thatcher betrauernten und nun das Problem mit dem erfolglosen David Cameron aus dem Grabe heraus lösen könnten.

Oder ihr deutschen Sozialdemokraten mit eurem unsäglichen Kavalleristen und Kanzlerkandidaten Peer Steinbrück. Wagt mehr Demokratie, wählt den geliebten Willy Brandt zurück! Auch die frustrierte Grande Nation wird nach dem gescheiterten Rechten Sarkozy und dem ums Überleben schwimmenden Linken Hollande wieder von Zucht und Grösse des Militärs träumen dürfen. General Charles de Gaulle (1890–1970) langweilt sich im verstaubten Colombey-les-Deux-Eglises, Napoleon Bonaparte (1769–1821) liegt ohnehin auf dem Sprung im Pariser Invalidendom, soll aber zur Bedingung machen, dass er nicht noch einmal auf die gottverlassene britische Insel St. Helena in den Ruhestand geschickt wird, wo es kein Fernsehen gibt.

Der Bestand der britischen Krone wäre auf alle Zeiten gesichert mit einem Plebiszit, das Lady Diana Spencer (1961–1997) statt Charles (Alter unbekannt) auf dem Thron installiert. Als Nachfolger Putins in Russland drängt sich Wladimir Iljitsch Lenin auf, und es wäre denkbar, dass Putin ihn sogar selber ernennt, nach Ablauf seiner eigenen siebten Amtszeit, um seinerseits Lenin wieder nachzufolgen, als Mumie. Lenin (1870–1924) scheint noch gut in Form, liegt bequem einbalsamiert in seinem Mausoleum am Roten Platz und wird jede Woche zweimal von einem zwölfköpfigen Team von Ärzten und Konservatoren auf seinen Fitnesszustand untersucht. Es gibt allerdings ein Problem mit dem Regieren. Sein Hirn ruht seit vielen Jahren schon zu wissenschaftlichen Zwecken in einem Reagenzglas.

Peter Hartmann

Betr.: Überfall

Sehr geehrter Herr Cortesi, Sie erlauben, dass ich Ihnen auf diesem Weg meine Verwunderung über die Aussagen mitteile, die Sie als Sprecher der Stadtpolizei nach dem Raubüberfall vom Samstag auf ein Uhren- und Juweliergeschäft am Zürcher Paradeplatz gemacht haben. Es geschah am helllichten Tag und zu bester Shoppingzeit. Die Täter, slawischer Herkunft und bewaffnet, spazierten in den Laden, bedrohten das Personal, entwendeten Uhren und Schmuck im Wert von Hunderttausenden Franken. Anschliessend flüchteten sie in einem Auto über den Paradeplatz.

Das Besondere am dreisten Überfall war, dass Ihre Männer quasi in Echtzeit vor Ort waren. Der Geschäftsführer schlug in einem Nebenraum Alarm, ein Streifenwagen war innert einer Minute zur Stelle. Die Polizisten konnten beobachten, wie die Verbrecher den Laden mit ihrer Beute verliessen und davonrasten. Trotz dieser selten komfortablen Ausgangslage – wann ist die Polizei schon da, bevor die Diebe weg sind – konnten die Täter fliehen. «Wir mussten die Verfolgung schnell wieder abbrechen», sagten Sie der *NZZ am Sonntag*. Und schoben nach: «Es war gut, waren wir nicht noch schneller vor Ort.»

Wie bitte, Herr Cortesi? Sie wollten offenbar sagen, dass es sonst zu gefährlich hätte werden können – für die Polizisten, aber auch für Dritte. Und für die Räuber?

Ich bin sicher, dass Sie achtenswerte Motive für Ihr Statement hatten. Aber, mit Verlaub: Das Signal, dass Sie als Polizeisprecher aussandten, ist verheerend. Und zwar in doppelter Hinsicht. Wie sollen sich die Bürger noch sicher und geschützt vorkommen, wie sollen sie in der Not der Polizei vertrauen, wenn diese – gemäss Ihren Aussagen – lieber zu spät als im Augenblick der Gefahr erscheint? Auch an den Schiess- und Fahrkünsten Ihres Korps und am Willen zum Durchgreifen erwecken Sie Zweifel, wenn Sie über die «Verhältnismässigkeit» von Einsätzen philosophieren und sagen: «Zu solchen Manövern darf sich ein Polizist nicht verleiten lassen – abgesehen davon, dass auch die Motorenleistung in einem Streifenwagen nicht dieselbe ist wie in diesem Falle in einem Audi mit über 300 PS.» Dieses öffentliche Bekenntnis zur eigenen Schwäche ist geradezu eine Einladung für den nächsten Überfall.

Es wäre für einmal besser gewesen, Sie hätten geschwiegen, Herr Cortesi. Der rhetorische Kollateralschaden, den Sie mit Ihren unbedachten Äusserungen provoziert haben, ist mindestens so gross wie der Schadensfall im betroffenen Uhren- und Schmuckgeschäft.

Freundliche Grüsse
Philipp Gut

Gallertartiges Gebilde

Von Alex Baur — Die Sozialhilfekonferenz (Skos) und ihr Präsident Walter Schmid stehen sinnbildlich für die Missstände in unserem Sozialwesen. Zu Recht.

Walter Schmid, 60, Präsident der Sozialhilfekonferenz (Skos) und nach vierzehn Amtsjahren eine Art Verkörperung derselben, ist ein geschmeidiger Mann. Gegenüber dem *Blick* erklärte der bekennende «Gutmensch» kürzlich, er könne den in vielen Gemeinden herrschenden Ärger über die Skos «teilweise nachvollziehen». Obwohl die Skos eigentlich bloss Richtlinien vorgebe – die Kantone seien ja frei, diese zu übernehmen oder auch nicht. Wenn fast alle Gemeinden sich an das Regelwerk hielten, könne dieses so schlecht nicht sein. Auch er ärgere sich immer wieder über Betrüger, die es halt immer gebe, aber die eine kleine Minderheit seien. Umso wichtiger seien juristisch verbindliche Richtlinien, an denen sich die Behörden orientieren könnten.

Tja, was will man da noch sagen. Wir stellen einfach fest, dass es der Schweiz bessergeht denn je und dass die Zahl der angeblich Armen, die durch das dichte soziale Versicherungsnetz gefallen sind, trotzdem seit Jahren stetig zunimmt. Gemäss einer kürzlich veröffentlichten Erhebung des Bundesamtes für Statistik (Bfs), stiegen die jährlichen «Nettoausgaben für bedarfsabhängige Sozialleistungen» zwischen 2003 und 2010 von 8,7 auf 11,6 Milliarden Franken. Allein die Ergänzungsleistungen stiegen in diesem Zeitraum um satte 52 Prozent auf über 4 Milliarden Franken. Wie



Druck von unten: Skos-Präsident Schmid.

lange geht das so weiter? Bis die eine Hälfte der Bevölkerung für die andere schuftet?

Das Kernproblem liegt erstens in der Grundannahme, dass praktisch alle Menschen gerne arbeiten, wenn sie nur können, und dass eine natürliche Scham uns daran hindert, die Sozialhilfe auszunutzen. Das war wohl einmal so, doch diese Zeiten sind vorbei. Zweitens erhalten viele Sozialhilfebezüger, wenn man ehrlich rechnet und alle Extras zusammenzählt, vom Staat mehr Geld, als sie durch Arbeit verdienen würden. Dies gilt vor allem für schlecht ausgebildete Zuwanderer, die längst die Mehrheit der Sozialbezüger stellen und unter ganz anderen Voraussetzungen wirtschaften als Einheimische. Das Problem ist seit Jahren bekannt, doch die Sozialindustrie zeigt kein Interesse daran, etwas an diesem Missverhältnis zu ändern, von dem sie selber kräftig profitiert.

Systematisches Unrecht

Und drittens ist unser Sozialsystem ein gallertartiges Gebilde, das sich nirgends wirklich festmachen lässt. Es gibt viele Kassen und Kassenwarte, von denen keiner wirklich die Verantwortung trägt: Die Gemeinden verweisen auf die Richtlinien der Kantone, die Kantone auf die Skos, die Skos aufs Bundesgericht und andersherum. Keiner spielt gerne den Bösewicht, der auch mal Härte zeigt und den Geldhahn zudreht; es ist bequemer, Geld zu verteilen, vor allem, wenn es nicht das eigene ist. Die Skos, eine schwerfällige privatrechtliche Organisation ohne klare Struktur mit 883 Mitgliedern und einem 51-köpfigen Vorstand, ist gleichsam die Verkörperung des unfassbaren und riesigen Umverteilapparates – und Walter Schmid sein Gesicht.

Ausgelöst wurden die aktuellen Proteste gegen die Skos durch Rosmarie Groux, die Sozialvorsteherin von Berikon AG. Sie weigerte sich, einem völlig unkooperativen, arbeitsfähigen jungen Mann Sozialhilfe zu bezahlen. Dass es sich bei Groux um eine Sozialdemokratin handelt, mag nur auf den ersten Blick erstaunen. Der Sinn für Gerechtigkeit ist nicht an eine Partei gebunden. Die Menschen, die in den Gemeinden in der Praxis arbeiten, wissen am besten, wo der Schuh drückt. Thomas Müller (SVP), Stadtpräsident von Rorschach, hat nun nachgezogen. Chapeau, Frau Groux und Herr Müller, lassen Sie nicht locker. Wenn es Reformen gibt in diesem Apparat, der Profiteure belohnt und die Eigenverantwortung bestraft, dann nur auf Druck von unten.

Personenkontrolle

Yanez, Müller, Bolch, Stocker

Wie ist die interne Kritikkultur beim Schweizer Fernsehen? Offenbar sehr harmonisch, wie der aktuelle Newsletter aus dem TV-Studio zeigt. Waren darin früher noch durchaus kritische Worte zu finden, muss in diesem März am Leutschenbach eine wahre Freudenergogeherrschaft haben. Die Bewertungen reichen von «ein grosses Kompliment» (Papstwahl) über «ein grosses Lob» («Rundschau» über Economiesuisse) bis zu «überzeugend umgesetzt und gut recherchiert» («Eco» über das Waffengeschäft). Alle Sendungen und Moderatoren waren entweder «sehr spannend» und «sehr positiv» oder einfach «stark» und «kompetent wie immer». Alle? Nein, einen Rüffel hatte Chefredaktor **Diego Yanez** zu verteilen. Die



Voll des Lobs: Chefredaktor Yanez.

Nennung der Nationalität beim Amokläufer von Menznau sowie dem Mazedonier, der in Basel mit dem Auto mehrere Menschen überfahren hatte, sei «falsch» gewesen und haben nicht den Leitlinien entsprochen. «Was für eine Rolle spielt es hier, ob der Mann Mazedonier oder Zürcher ist? Keine», heisst es im Newsletter der Chefredaktion. (*aku*)

«Revolte gegen Sozialkartell – Erste Stadt tritt aus Sozialhilfe-Konferenz aus» meldete der *Blick*. Der Anlass: Rorschach SG tritt aus der Skos (Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe) aus, einer privaten Organisation, deren Richtlinien zur Fürsorge fast gesetzgeberischen Charakter haben. «Dieser Verein müsste eigentlich die Anliegen der Sozialämter vertreten», sagte Stadtpräsident und SVP-Nationalrat **Thomas Müller**. «Aber die Skos vertritt einzig die Interessen der Sozialhilfeempfänger.» Die Stadt am Bodensee leidet seit Jahren darunter, dass die Besitzer von baufälligen Liegenschaften im Zentrum lieber Sozialfälle aus der ganzen Region einquartieren, als ihre Häuser zu renovieren. Müller fand schon vor Jahren Mittel und Wege, um die Attraktivität Rorschachs gezielt zu senken. Er liess die Mieten nicht mehr direkt an die Vermieter überweisen, sondern an die Fürsorgebezüger. Die-



Neuer Kurs: Stadtpräsident Müller (SVP).

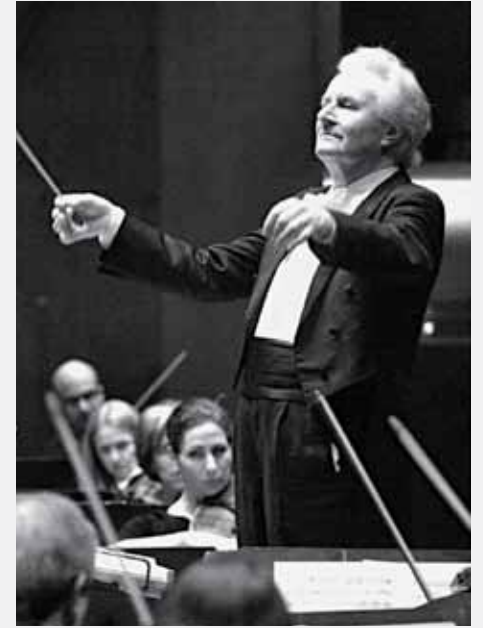
se zahlten – oder auch nicht. Wenn aber das Geld nicht kommt, hört auch bei den Profiteuren der hohen Sozialhilfequote der Spass auf. Bei der Wohnungsvergabe ist das Kriterium Solvenz seither wieder wichtiger. (*cal*)

Unsinnige Vergleiche sind nirgends so beliebt wie in der Klimaforschung – durchaus bei allen Beteiligten. So verbreitete die Uni Zürich eine Studie des Geografen **Tobias Bolch**, laut der die Gletscher auf Grönland schneller abschmelzen als bisher angenommen, weshalb der Meeresspiegel ansteige: «Verheerende Gletscher», titelte deshalb die *Berner Zeitung*. Die 50 Millionen Tonnen Wasser veranschaulichte die Meldung damit, dass dieses Volumen dem halben Genfersee entspreche, also 45 Kubikkilometern. Und niemand von den Kommunikatoren, die das schrieben und abschrieben, mochte mit gesundem Menschenverstand nachrechnen: Die angeblich gewaltigen 45 Kubikkilometer sind in Wahrheit lediglich 0,000003 Prozent des Volumens der Weltmeere von 1,3 Milliarden Kubikkilometer. Auch **Thomas Stocker**, der sich als führender Forscher des Klimarates IPCC sonst um Präzision bemüht (*Weltwoche* Nr. 15/13), mochte beim Wettbewerb um den unsinnigsten Vergleich nicht hintanstehen: Im Interview mit *Le Temps* sagte er, das Wasser, das jährlich in Grönland abschmelze, würde die Schweiz 4,8 Meter hoch überfluten. Zum Glück liegt die Schweiz nicht am Fusse von Grönland, möchte man ihm zurufen. Denn umgerechnet auf die Weltmeere, wo das Wasser tatsächlich hinfliesst, sorgte die grönländische Gletscherschmelze für einen Anstieg von bloss 0,4 Millimetern. (*sär*)



Verrechnet: Klimaforscher Stocker.

Nachruf



Karajans Nachfolger: Dirigent Davis.

Sir Colin Davis (1927–2013) — Der Maestro als ein achtungsgebietender Musengott war ihm wesensfremd. Sir Colin Davis gehörte zur Generation der Nachfolger von Karajan und Solti; ein Dirigent war zu ihm kein drohender Magier, sondern allenfalls Mittler, der seine Musiker für die Interpretation «frei macht». Seine Anfänge waren nicht einfach, der Zutritt zur Dirigierklasse der Royal Academy in London wurde ihm verwehrt, weil er statt Klavier nur Klarinette spielen konnte. Aber zu orthodoxen Lehrsätzen wie diesen lag der 1927 in der Grafschaft Surrey geborene Brit zeit lebens quer. «Dirigieren hat mehr mit Singen und Atmen als mit Klavierspielen zu tun», sagte der Mozart-Fan, der immerhin fünfzehn Jahre lang Musikdirektor der Covent-Garden-Oper war. Einem jungen Sänger riet er einst: «Always go too far – otherwise you don't know where to stop.» Seinen Interpretationen des Œuvre von Hector Berlioz merkte man Davis' Passion für das Musiktheater an: Die Deutlichkeit der Klangrede, also die möglichst theatrale Vergegenwärtigung von Musik, war einer der Gründe für die Renaissance des Franzosen, der für Davis «der einzige wahre Romantiker» unter den Komponisten war. Sir Colin, der aus seiner Begeisterung für Stricken, Kochen und Gartenarbeit keinen Hehl machte, sprach fließend Deutsch, nachdem er 1977 in Vorbereitung der Bayreuther «Tannhäuser»-Produktion das Gesamtwerk von Friedrich Schiller im Original gelesen hatte – daher seine unverbrüchlichen Beziehungen zu deutschen Orchestern. Am vergangenen Sonntag ist Sir Colin Rex Davis in London gestorben. *Thomas Würdehoff*

Mehr wagen!

Von Henryk M. Broder — Was ist zu tun, wenn die Ordnung auf dem Spiel steht?



Es war ein Satz, der in die Geschichte einging: «Mehr Demokratie wagen!» Willy Brandt sagte ihn am 28. Oktober 1969 in seiner Regierungserklärung, nachdem

er vom deutschen Bundestag zum ersten sozialdemokratischen Bundeskanzler der Bundesrepublik nach dem Krieg gewählt worden war. Das ist jetzt 44 Jahre her. Inzwischen wurde der Satz vielfach variiert. In seiner neuesten Fassung lautet er: «Mehr Europa wagen!»

Aber das ist noch nicht das Ende der Geschichte. Der Vorsitzende der SPD, Sigmar Gabriel, hat vor kurzem die Einrichtung einer «europäischen Lebensmittelpolizei» nach dem Vorbild von Europol gefordert, um internationale Lebensmittelskandale aufzuklären. Dabei gibt es in der Europäischen Kommission einen Kommissar, der für «Gesundheit und Verbraucher» zuständig ist, also genau die grenzüberschreitende Arbeit leisten sollte, die Gabriel einer «Euro-Food-Pol» übertragen möchte.

Etwa zur selben Zeit schlug der deutsche Finanzminister, Wolfgang Schäuble, vor, eine zentrale Behörde nach dem Vorbild des FBI zu etablieren, um Steuervermeider und Steuerhinterzieher effektiver verfolgen zu können, denn: «Würden wir noch einmal eine Krise bekommen wie 2008, dann stünde nicht nur die marktwirtschaftliche Ordnung auf dem Spiel, sondern unsere gesamte Gesellschaftsform der westlichen Demokratie.»

Nun wurde die Krise von 2008 nicht von Steuervermeidern und Steuerhinterziehern ausgelöst, sondern durch den Kollaps einer US-Bank. Damit sich eine solche Krise nicht wiederholt, so der Finanzminister, müsse ein deutsches Steuer-FBI her. Das ist zwar nicht logisch, aber konsequent. Bereits letztes Jahr hat Schäuble den Ankauf geklauter Dateien von Steuerhinterziehern für «rechtlich gerechtfertigt» erklärt. Ein Finanzminister, der keine Bedenken hat, mit Hehlern zusammenzuarbeiten, wird auch nicht zögern, etwas mehr Polizeistaat zu wagen, um die Demokratie zu retten. Noch weiter ging nur noch der Vorsitzende der Links-Partei. Er schlug vor, Steuerflüchtlings «die Staatsbürgerschaft zu entziehen», sie ratzfatz auszubürgern. Ja, wenn die Ordnung auf dem Spiel steht, muss man eben etwas mehr wagen, um sie zu erhalten.

Mit der Weko gegen Ausländer

Von Silvio Borner — Der Ständerat will den hohen Preisen in der Schweiz mit Preisvorgaben für ausländische Anbieter zu Leibe rücken. Mit Marktwirtschaft hat das nichts mehr zu tun.

Für die «Preisinsel Schweiz» gibt es natürliche und politische Ursachen. Zur ersten Gruppe gehören die hohe Produktivität und die natürliche Knappheit von Ressourcen (wie beispielsweise des Bodens). Ein französischer Zöllner verdient etwa halb so viel wie sein Schweizer Kollege, der zehn Meter von ihm entfernt Dienst tut. Ist dieser doppelt so geschickter, doppelt so tüchtig oder doppelt so gut ausgebildet? Nein, aber er wird im Schweizer Arbeitsmarkt rekrutiert, wo aufgrund der hohen Produktivität vor allem des Exportsektors die Löhne hoch sind. Deshalb kosten nicht nur unsere Zöllner, Polizisten oder Lehrer viel mehr als im Ausland, sondern auch private Dienstleister wie der Detailhandel, die Coiffeure oder Putzfrauen.

Weitere Gründe für die Preisinsel Schweiz sind in der Wirtschaftspolitik zu suchen. Die hohen Lebensmittelpreise ergeben sich aus der Marktabschottung in der Landwirtschaft. Staatliche Monopole in Verkehr, Energie oder anderen Infrastrukturen verursachen ebenfalls höhere Kosten und Preise in der Schweiz. Dies führt in beiden Fällen zu mangelndem Wettbewerb, aber durch staatlich verordnete Unterdrückung des Wettbewerbs. Wenn man das ändern will, muss man hier ansetzen, und nicht bei der Wettbewerbspolitik.

Nun haben aber unsere Grossverteiler im Verein mit ökonomisch unbedarften Juristen und Politikern einen anderen Weg eingeschlagen. «Schuld» seien die ausländischen Lieferanten, die von schweizerischen Abnehmern höhere Preise verlangen als zu Hause oder in anderen Ländern. Darum sollen sie verpflichtet werden, ihre Schweizer Kunden zum niedrigsten im OECD-Raum berechneten Preis zu beliefern.

Hier wird eine ganz gewöhnliche internationale Preisdifferenzierung skandalisiert, die wettbewerbspolitisch völlig unbedenklich ist. Oder anders gesagt: Internationale Preisdifferenzierung hat nur dann etwas mit Wettbewerbspolitik zu tun, wenn sie durch Missbrauch von Marktmacht verwirklicht wird.

Hohe Preise per se sind noch kein Grund für wettbewerbspolitischen Aktivismus. Die Wettbewerbskommission (Weko) ist nur dann zu Eingriffen legitimiert, wenn Missbrauch von Marktmacht oder harte Absprachen zwischen Konkurrenten vorliegen. Ansonsten ist

die Preisdifferenzierung die logische Folge unterschiedlicher Konsumentenbedürfnisse sowie unterschiedlicher Zahlungsbereitschaften. Die sehr strengen Kartell- und Antitrust-Behörden der USA nehmen allein wegen angeblich zu hoher Preise überhaupt keine Beschwerden entgegen: Der Kläger muss immer einen Missbrauch von Marktmacht oder horizontale Absprachen geltend machen.

Dummerweise gibt es den Preisüberwacher Wettbewerbspolitik hat mit Preisregulierung rein gar nichts zu tun. Wettbewerbspolitik definiert und gewährleistet die Bedingungen von wirksamem Wettbewerb, beinhaltet aber nie Eingriffe in die Preise, wie das der Ständerat beschlossen hat.

In der Schweiz haben wir dummerweise eine staatliche Preisüberwachung eingeführt, die sich aber auf Bereiche beschränken sollte, wo kein Wettbewerb möglich oder gewünscht wird. Da dies jedoch alles regulierte Märkte sind, wäre es besser, den Regulierungsbehörden in den jeweiligen Sektoren Kompetenzen zur Preisregulierung einzuräumen. Der populäre oder populistische Preisüberwacher weckt die Illusion, den «richtigen Preis» bestimmen zu können, was unmöglich ist. Er behilft sich dabei mit der Methode, sich auf (historische) Kosten abzustützen. Damit stellt er sich, markt- und preistheoretisch gesehen, total ins Abseits.

Wenn nun auch noch die Weko vor allem Importpreise regulieren soll, dann können wir die freie Marktwirtschaft vergessen. Die Argumentation von Migros und Coop, dass starke Marken (Nivea) allein aufgrund ihres Namens Marktmacht hätten und missbrauchten, ist lächerlich. Dieses *must have in stock*-Argument wird aber von naiven Politikern offensichtlich ernst genommen. Es kann in einer Marktwirtschaft doch kein Recht auf Belieferung geben, und erst recht nicht zu einem behördlich fixierten Preis.

Es ist doch das gute Recht von Markenherstellern, zu entscheiden, wem und zu welchen Konditionen sie liefern wollen. Duttweiler hat die Marken nicht mit staatlichen Regulierungen angegriffen, sondern mit Eigenmarken. Er würde sich wohl im Grabe umdrehen, wenn er hören würde, dass die Migros heute mit der Weko gegen Nivea und Co. vorgehen will.



Atomwaffen für alle?

Von Hansrudolf Kamer — Nordkorea könnte das Ende der amerikanischen Politik einläuten, die Verbreitung der Atomwaffen einzuschränken. In dieser neuen Welt lebt sich's gefährlicher.



Die nukleare Frage ist zurück. Nordkorea hat Mittelstreckenraketen an seine Ostküste verlegt. Dies folgte auf den Raketentest im Dezember und den dritten Atomversuch im Februar, auf unzählige Dro-

hungen des Jung-Diktators und die offizielle Ermächtigung, amerikanische Ziele mit Atomwaffen anzugreifen. Guam im Pazifik, aber auch Südkorea und Japan liegen in Reichweite.

Niemand will glauben, dass Kim Jong Un so verrückt sein kann, einen Nuklearschlag zu wagen. Selbstmord figuriert nicht in der atomaren Abschreckungsstrategie, die seit dem Kalten Krieg noch immer die grosse Politik prägt und die Gemüter beruhigt. Wer sich an der Vergangenheit orientiert, hofft und glaubt, Kim drohe nur, um zu erpressen. Wenn es hart auf hart gehe, werde er zurückweichen.

Die Kehrseite dieses Arguments ist die Eskalation. Wer die Drohung nicht ernst nimmt, ermutigt den Erpresser dazu, den Einsatz zu erhöhen, damit er sein Ziel erreicht. Das Spiel hat erst dann ein Ende, wenn das Drohpotenzial erschöpft ist und der Ernst beginnt: entweder eine Attacke oder ein Rückzug.

Sicher in der Beurteilung des Geschehens kann niemand sein. Aus heiterem Himmel kam die Meldung der Defense Intelligence Agency, des wichtigsten militärischen Nachrichtendienstes der Amerikaner, Nordkorea könnte entgegen früheren Einschätzungen doch einen nuklearen Sprengkopf entwickelt haben, der mit einer Rakete an sein Ziel gebracht werden kann. Grund für diese revidierte Auffassung war die Analyse der Frontsektion der ballistischen Rakete, die von den Amerikanern nach dem nordkoreanischen Test im Dezember geborgen worden war.

Die Administration Obama schwankt. Zuerst hatte sie auf die nordkoreanischen Drohungen mit einer Demonstration militärischer Stärke geantwortet. Weil das keine erkennbare Wirkung zeitigte, sucht man nun das Heil in der gegenteiligen Taktik: Man spielt die Bedrohung herunter und wechselt voll auf die Seite der Diplomatie. Zugleich verschob das Pentagon den Test einer Minuteman-Interkontinentalrakete, um den nordkoreanischen Heissporn nicht unnötig zu reizen.

Diplomatie ist immer einen Versuch wert. China hat eine neue Führung, und das Ziel war, herauszufinden, ob sich in der Abwägung ihrer Interessen etwas verändert hat. Doch auf seiner hektischen «Wirbelwindtour» durch Ostasien musste der verhandlungsfreudige Aussenminister John Kerry feststellen, dass sich in Chinas Perspektive gar nichts verändert hat.

Seine Initiative geht von der falschen Prämisse aus, dass Nordkorea bereit sei, über seine Atomwaffen zu verhandeln, und Peking, seinen Schützling unter Druck zu setzen. Stattdessen mussten die Amerikaner konstatieren, dass Nordkorea seine Kernwaffen als existenzsichernd ansieht sowie ein Programm zur Uran-Anreicherung betreibt und dass sein rüstungstechnischer Fortschritt schneller ist als lange Zeit angenommen.

Verhandlungen werden Nordkoreas Atomprogramm deshalb kaum beenden, sowenig wie dasjenige des Iran. Es erstaunt deshalb nicht, dass nun ausgerechnet in der *New York Times* die Empfehlung aufgetaucht ist, die nordkoreanische Raketenstellung an der Ostküste mit einem gezielten Militärschlag zu zerstören.

Die fehlgeschlagenen Bemühungen, Nordkorea und den Iran von ihrem Atomwaffenprogramm abzubringen, offenbaren Lücken in der amerikanischen Abschreckungsstrate-

gie. «Nuclear breakout» ist das Stichwort. Weitere Nationen werden die Dinge so vorantreiben, dass sie bei Bedarf schnell eine Atomwaffe bereitstellen können.

In Seoul ist die Forderung aufgekommen, die Amerikaner sollten wieder taktische Nuklearwaffen in Korea stationieren. Präsident Bush der Ältere hatte sie 1991 in der Meinung abgezogen, sie seien der Grund für die Aufstellung nordkoreanischer B- und C-Waffen. Einseitige Vorleistungen werden aber nur als Zeichen der Schwäche interpretiert.

Nuklearer Frühling

Je länger die Krise andauert, desto grösser wird die Überzeugung in Südkorea und Japan, man brauche eine eigene nukleare Abschreckungskapazität, weil die amerikanische zweifelhaft geworden sei. Im Mittleren Osten ist die Entwicklung bereits im Gang. Der Erdöl-Krösus Saudi-Arabien hat angekündigt, er werde sechzehn Atomreaktoren bauen – ungefähr die Anzahl, die es braucht, um auch militärische Ansprüche zu befriedigen. Die Vereinigten Arabischen Emirate bauen einen Reaktor. Die Türkei und Ägypten werden folgen, sobald der Iran die Bombe hat. Der arabische wandelt sich in einen nuklearen Frühling.

Das alles wäre eine Bankrotterklärung der amerikanischen Nonproliferations-Politik. Im April 2009 hatte Präsident Obama erklärt, wenn Amerika sein Lager an Atomwaffen reduziere, werde es grössere moralische Glaubwürdigkeit haben, den Iran von der Waffe abzuhalten und Nordkorea an der Weiterverbreitung zu hindern. Moralische Glaubwürdigkeit ist in diesem Geschäft aber nicht von Belang, und Fehlbeurteilungen sind brandgefährlich.



Amerika spielt die Bedrohung herunter: nordkoreanische Propaganda gegen den Westen.

Wahrheiten zur Asylkriminalität

Von Christoph Mörgeli

Was ist Wahrheit?» So fragte schon Pontius Pilatus. In Wahrheit, so liest man es im *Tages-Anzeiger* und in der *NZZ*, hätte ich «falsche Zahlen» zu den kriminellen Asylsuchenden publiziert. Der Vorwurf stammt von zwei Kriminologen der Universität Zürich, welche die Strafurteilsstatistik der Jahre 1984 bis 2011 untersucht haben. Zu meinem Bedauern konnte ich von ihnen trotz Anfrage keine Daten erhalten. Diese würden nämlich erst im August publiziert. Das ist bedauerlich, denn bei der Abstimmung über die Änderung des Asylgesetzes vom 9. Juni wären verlässliche Zahlen nützlich.

So musste ich auf das Online-Portal von *Tages-Anzeiger*, *Berner Zeitung* und *Basler Zeitung* zurückgreifen. Ein lesenswerter Artikel vom 9. März 2013 berichtete über die Kriminologen-Jahrestagung und titelte: «Von der Schwierigkeit, die Ausländerkriminalität zu messen». Die dort zitierten Zürcher Forscher gehen mit der Beschränkung auf verurteilte Straftäter allzu vorsichtig ans Werk. Doch auch so zeigt sich, dass die Verurteilungen von Ausländern seit 1984 um 370 Prozent höher liegen.

Weil nur Verurteilte zählen, bleiben die Schlagzeilen der letzten Monate unberücksichtigt: Innert einer Woche klickten im Aargau bei achtzehn Asylbewerbern wegen Einbrüchen die Handschellen (*Aargauer Zeitung*). – «Einbrüche am Hasliberg – Asylbewerber im Verdacht» (*Der Bund*). – «Asylbewerber nach Einbruch festgenommen» (*St. Galler Tagblatt*). – «Nach 36 Einbrüchen: Asylbewerber verhaftet» (*Blick*) – «Einbrüche: Schweiz ist Europameister» (*Schweiz am Sonntag*). Die Aufklärungsrate bei Einbrüchen liegt bei 11,9 Prozent. Unsere Statistiken sind also von der Wahrheit weit entfernt.

Noch nicht verurteilt und damit statistisch unerfasst bleibt der 27-jährige Asylbewerber, der einen 63-jährigen Schweizer in Brittnau getötet hat. Nicht berücksichtigt sind die Sans-Papiers. Oder die Schweizer in erster Generation – weil wir die Ausländerkriminalität am liebsten einbürgern. Die Zahl der kriminellen Asylbewerber ist allein im letzten Jahr um fast vierzig Prozent gestiegen. Zur Wahrheit gehörten die Kosten des gesamten Asylwahnsinns. Und die üblen Folgen des Schengen-Unsicherheitsvertrags. Doch von unseren Medien werden wir diese Wahrheiten kaum erfahren. Weil sie lieber SVP-Exponenten *verdreckeln*, als die wahren Missstände anzuprangern.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Zack, zack, Cahuzac

Von Peter Bodenmann — Jetzt schlagen die Genfer Privatbankiers zurück. Endlich.



Typisch Abschleicher: Ex-Budget-Minister Cahuzac.

Weltweit zahlt man immer weniger Steuern auf grosse Einkommen und Vermögen. Wer trotzdem Steuern hinterzieht, teilt seinen schrumpfenden finanziellen Vorteil mit Dealern, Banken, Treuhändern und Anwälten in den Steuerparadiesen. Denn: Wer welche Regeln weiss schon, wie ein Trust funktioniert? Und in welchen Ländern für welche Trusts gelten? Hinzu kommt: Niemand ist sicher, ob seine Daten- und Geldspuren nicht früher oder später auf einer CD bei Staatsanwaltschaften oder Journalisten landen.

Weil versteuertes Kapital immer weniger zur Finanzierung der Staaten beiträgt, muss unsteuertes Kapital diese Lücke teilweise füllen. Denn die ganze Steuerlast kann man in Demokratien nicht reibungslos auf Leute mit kleinen und mittleren Einkommen abwälzen.

Es geht, ökonomisch gesehen, nicht so sehr um soziale Gerechtigkeit, sondern um einen internen Lastenausgleich zwischen versteuertem und unsteuertem Kapital.

Die Amerikaner hassen ausländische Steuerparadiese, schonen aber Räuberhöhlen – Delaware lässt grüssen – im eigenen Land. Wer in Sachen Steuerhinterziehung auf moralische Empörung setzt, löst Lawinen aus, die selbst das Imperium früher oder später einholen werden.

François Hollande wurde ohne funktionierendes linkes Programm Präsident von Frankreich. Mit Angela Merkel im Nacken muss und

wird er – in der Logik eines Gerhard Schröder – eine unsoziale Sparpolitik durchsetzen.

Um davon abzulenken, will Frankreich die grossen Einkommen während zweier Jahre höher besteuern und Steuerhinterzieher in der Schweiz durchs Unterholz jagen.

Unterlagen vom Schweizer Geheimdienst

Architekt dieses Manövers war bis vor kurzem der Budget-Minister Jérôme Cahuzac. Zuerst sickerte durch, dass der rechte Sozialdemokrat selber ein Schwarzgeld-Konto in der Schweiz gehabt und das Geld danach – typisch Abschleicher – weiter nach Singapur verschoben hat. Kurz darauf informierte eine Genfer Privatbank das parastaatliche Westschweizer Fernsehen, Cahuzac habe vor zwei Jahren fünfzehn Millionen Franken schwarz anlegen wollen. Vergeblich. Die Genfer Privatbank habe dies abgelehnt.

Endlich schlagen unsere Privatbankiers zurück und stürzen einen französischen Minister. Keiner darf überrascht sein, wenn sich eines Tages herausstellt, dass niemand anders als der Schweizer Geheimdienst den wichtigsten Medien der Welt einen Schub Unterlagen über andere Steuerparadiese anonym zugespült hat. Perfekt koordiniert mit den Genfer Privatbankiers. Um die Schweiz zu entlasten. Chapeau!

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Der Gott heisst Big Brother

Von Kurt W. Zimmermann — Die Staatsgläubigkeit der Journalisten erreicht neue Rekordwerte. Sie arbeiten nun als Steuerfahnder.

Zur Einleitung zitieren wir den Satz, mit dem Hanns Joachim Friedrichs den Kodex der Medienbranche beschrieb: «Einen guten Journalisten erkennt man daran, dass er sich nicht gemein macht mit einer Sache, auch nicht mit einer guten Sache.»

Und was ist, wenn er sich mit einer schlechten Sache gemein macht?

86 Journalisten aus 46 Ländern haben monatelang am Fall Offshore-Leaks gearbeitet. Sie beackerten mit Begeisterung illegal beschaffte Dokumente. Sie klagten Hunderte von Privatpersonen und Unternehmen öffentlich an, via exotische Trusts bei den Steuern betrogen zu haben.

Die Anklagen waren ein Debakel. All die investierten Mannjahre der 86 «Rechercheure» haben bisher nicht einen Beweis von kriminellem Verhalten ans Tageslicht gebracht. Die Journalisten müssen nun hoffen, dass die Behörden aus ihren dünnen Storys doch noch fette Fälle machen.

Das Triste an der Geschichte ist die beklemmende Haltung, die hinter der kollektiven Aktion steckt. Die Journalisten übernehmen die Rolle von darauf eingeschworenen Steuerfahndern. Sie arbeiten als freiwillige Zuträger der Obrigkeit. Sie verstehen sich als Hilfstruppe im Dienste des ausufernden Steuerstaats.

Das ist ein willfähriger Zeitgeist, den es früher nicht gab. Zu meiner aktiven Zeit in den achtziger und neunziger Jahren waren wir Journalisten der Staatsmacht gegenüber äusserst skeptisch eingestellt. Man verbrüderete sich nicht mit Staatsbeamten, Staatsanwälten und Staatssekretären.

Ausdruck dieses Misstrauens gegen die Zentralmacht war damals etwa der mediale Kampf gegen Fichen-Praktiken und gegen die geplante Bundespolizei. In beiden Fällen versuchte der Staat, tief in die Privatsphäre der Bürger vorzustossen. In beiden Fällen opponierten die Medien vehement.

Die meisten Journalisten hatten bis vor zehn, fünfzehn Jahren eine natürliche Abwehrhaltung gegen die Obrigkeit und ihre Verachtung der individuellen Rechte. Viele sympathisierten durchaus mit dem ironischen Slogan, wonach aus dem Staat Gurkensalat zu machen sei. «Gurkensalat» bedeutete Machtbeschneidung.

Inzwischen gibt es kaum mehr Journalisten, die sich der obrigkeitlichen Umarmung entziehen. Der Scheinskandal der Offshore-Leaks hat hier einen neuen Tiefpunkt gesetzt. Die Journalisten hatten nicht die geringsten Prob-



Neuzeitlicher Totalitarismus: NZZ vom 13. April.

leme, sich Seite an Seite mit den Staatsbehörden zu schlagen, vereint im Kampf gegen die vermeintlichen Staatsfeinde, obwohl die meisten davon legale Modelle zur Steueroptimierung nutzten. Die Journalisten, die früher Big Brother hassten, verehren ihn inzwischen als ihren Gott.

Noch gibt es Journalisten, die sich die echte Haltung bewahrt haben. Es ist an sich nicht meine Art, hier einzelne Medienschaffende hervorzuheben. Ich mache heute eine Ausnahme. Eric Gujer hat in der NZZ einen grossartigen Text geschrieben. Er nannte ihn «Der Terror der Transparenz». Gujer beschrieb am Beispiel Offshore-Leaks, wie die Überwachungsfanatiker von Staat und Medien das Rechtsgut der Privatsphäre gezielt zerstören. Sie tun es Hand in Hand, in einer Form des neuzeitlichen Totalitarismus.

Journalisten von ausserhalb der NZZ fehlte diese Einsicht in solche gesellschaftliche Wertezerstörung. Stattdessen bejubelten sie sich selber als behördliche Hilfspolizisten.

Ich ende darum mit einem Aufruf zur Rückkehr zu den alten Tugenden: Journalistenfreunde, hört auf mit dieser Fraternalisierung mit unserem natürlichen Feind. Wir sind nicht die erste, zweite oder dritte Gewalt. Das sind die institutionellen Gewalten.

Wir sind die vierte Gewalt. Wir sind die Gewalt der Freiheit.

Milde Kerle

Von Beatrice Schlag — Ein Mann erklärt den Frauen, was männlich ist.

Was Frauen heute alles über Männer wissen müssen», lautet der Untertitel des Buches, das – un schwer zu erkennen – für ein weibliches Publikum geschrieben ist. Das mag an einer einfachen Rechnung liegen: Die grosse Mehrheit der Männer kauft keine Ratgeber über die Komplexität zwischenmenschlicher Beziehungen. Und wenn, dann garantiert keines mit dem Titel «Milde Kerle».



Dabei wäre es nicht unklug gewesen, wenn der deutsche *Taz*-Journalist Matthias Lohre seine Erkenntnisse darüber, was den wahren neuen Mann ausmacht, an seine Geschlechtsgegnossen weitergegeben hätte. Denn die meisten erwecken nicht den Anschein, viel darüber nachgedacht zu haben. Aber eben, solche Bücher werden von Männern nicht gelesen. Deswegen versucht Lohre, den Frauen die Lektüre mit einem erheiternden, aber möglicherweise dennoch wirkungsvollen Dreh ans Herz zu legen. «Männer», behauptet er, «können sich nicht ändern, wenn Frauen ihr Verständnis von einem richtigen Mann nicht revidieren.» Das ist, als hätten die Feministinnen gesagt, sie müssen mit der Emanzipation leider zuwarten, bis Männer ihre alten Vorstellungen von Weiblichkeit über Bord geworfen haben und sich selbständige, gleichberechtigte und sehr anstrengende Frauen wünschen.

In einem Interview sagte Lohre, genuine Männlichkeit bedeute für ihn, «zu den eigenen Stärken und Schwächen zu stehen, auch wenn sie nicht dem klassischen heterosexuellen Männlichkeitsverständnis entsprechen. Dann hat man keine Angst mehr, gegen irgendwelche ungeschriebenen Gesetze zu verstossen. Diese Unsicherheit und den Unterschied zum Rollenklischee auszuhalten – das ist männlich.» Ein milder Kerl versuche im Unterschied zum Weichei nicht, die Ansprüche von Frauen zu erfüllen. Er mache sich unabhängig von weiblichem Lob. Das klingt kühn, ist aber, wie der Autor einräumt, im Alltag vor allem deswegen schwierig, weil Frauen von einem Mann so viel Widersprüchliches erwarten. Da hat er völlig Recht. Aber er sagte doch eben, ein richtig milder Kerl mache sich unabhängig vom Lob der Frauen. Warum fängt er nicht einfach damit an?

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man Alex Baur fragen, ob ihn der gemeinsame Aufenthalt mit Frau Badran im Foyer des Nobelklubs «Aura» mehr belastete als sein Besuch im Reaktor von Fukushima?

Felix Lagger, Bennwil

Man darf Alex Baur alles fragen. Seine Antwort: Die mit Frau Badran bis zur Hälfte gerauchte Zigi hat meine Lebenserwartung mutmasslich mehr beeinträchtigt als der Besuch in Fukushima Daiichi (inklusive einer Woche Aufenthalt in der Sperrzone). Nicht berücksichtigt ist dabei meine psychische Traumatisierung durch die Zeitsente der *Sonntagszeitung*, die fälschlicherweise behauptete, ich hätte die Flucht ergriffen, statt Frau Badran gegen einen Türsteher mit meinen Fäusten zu verteidigen, wie dies die Ehre eines aufrechten Mannes erheischt hätte.

Alex Baur

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Viele klare, verständliche Begriffe werden durch unsinnige, oft importierte Neuschöpfungen ersetzt.» *Hans-Peter Köhli*

Bluff und Vertuschung

Nr. 15 – «Kastrierte Sprache»; Peter Keller über das Pädagogendeutsch

Es gibt manchmal *Weltwoche*-Artikel, bei deren Lektüre man sich zuerst einmal köstlich amüsiert, obwohl die Sache eigentlich weder zum Lachen noch zum Sich-Amüsieren wäre. Die beiden Seiten über die «Kastrierte Sprache» im Pädagogendeutsch gehören eindeutig dazu. Es ist wirklich unglaublich, wie gewisse Fachidioten mit einer Mischung aus Bluff und Vertuschungsabsicht glauben, viele klare, verständliche Begriffe durch unsinnige, oft importierte Neuschöpfungen ersetzen zu müssen. Gut, dass der Redaktor einige Dinge auch inhaltlich an den Pranger stellt. Vor allem das «altersdurchmischte Lernen» ist ein grosses Ärgernis, weil es erstens pädagogisch völlig danebenliegt und zweitens klammheimlich durch dubiose Vermittler den Schulpflegen schmackhaft gemacht und oft überhaupt nicht auf demokratischem Weg eingeführt wird. Und zwar mit dem Ziel, homogene Klassenverbände aufzulösen und die Strukturen für noch extremere Reformen vorzubereiten. *Hans-Peter Köhli, Zürich*

Hinter dem Schutzschild sogenannter Wissenschaftlichkeit sind Ideologen und Schwärmer in den Bildungsbereich eingedrungen und haben dort ein Durcheinander angerichtet. Die Situation wurde vor knapp zwei Jahrhunderten von einem grossartigen Schriftsteller deutscher Sprache wie folgt beschrieben: «So ist es denn gekommen, dass unsere theoretischen und kritischen Bücher statt einer schlichten, einfachen Überlegung, bei welcher der Autor wenigstens immer weiss, was er sagt, und der Leser, was er liest, wimmelnd voll sind von diesen Terminologien, die dunkle Kreuzpunkte bilden, an denen Leser und Autor voneinander abkommen. Aber sie sind oft etwas noch viel Schlimmeres; sie sind oft hohle Schalen ohne Kern.» Heute befindet sich die pädagogische Wissenschaft auf ähnlichem Niveau. Der Zuständige für Gymnasialpädagogik an der Universität Zürich beabsichtigt offenbar, das geringe Ansehen seines Faches mit dem Dreschen hohler Phrasen weiter zu vermindern. *Urs Oswald, Zürich*

Desavouierung Mörgelis

Nr. 15 – «Der falsche TV-Doktor»; Alex Baur über die Sendung «Rundschau»

Es ist grotesk, welche Schluderarbeit die Redaktion der «Rundschau» des Schweizer Fernsehens bei der Aufarbeitung der Fakten gegen Christoph Mörgeli in Sachen Verleihung von

Dokortiteln ablieferte. Es ist so offensichtlich, dass es nicht um objektive und wahrheitsgetreue Sachverhalte ging, sondern dass eine Desavouierung der Person Mörgeli im Vordergrund stand. Zum Glück haben wir die *Weltwoche*, welche Klarheit in die ganze Angelegenheit bringt und sich nicht scheut, gegen die Fernsehanstalt anzutreten. Die Wirklichkeit und Wahrheit sieht nun plötzlich ganz anders aus. Christoph Mörgeli ist und bleibt für mich einer der besten Politiker der Schweiz.

Roman Britschgi, Etzelkofen

Scharfer Blick

Nr. 15 – «Sex, Drugs 'n' Müsli»; Beda M. Stadler über den Wandel der westlichen Gesellschaft

Niemand hätte dieses Thema treffender beschreiben können als Beda M. Stadler. Es ist erfrischend, wie Herr Stadler mit den 68ern abrechnet. Sein scharfer Blick für die Entwicklung der heutigen Gesellschaftsmisere sowie des Gesundheitswesens tut gut. Herr Stadler sollte mehr zum Zug kommen, bei biblischen Themen allerdings in den Ausstand treten.

René Rohner, Pura

Herzlichen Dank für diesen erfrischenden Artikel! Es machte grossen Spass, ihn zu lesen: Er ist humorvoll und mit der nötigen Prise Sarkasmus geschrieben, stimmt einen aber auch nachdenklich. *Peter Ruoss, Wil SG*

Grosser Fehler

Nr. 15 – «Schlaraffenland für Verbrecher»; Christoph Landolt über Kriminalität in der Schweiz

Das Schengener Abkommen wurde uns bewusst nicht als ein Rechtsabkommen, sondern als ein Sicherheitsabkommen unterbreitet, um näher an respektive in die EU zu kommen. Auch heute noch ist eine satte Mehrheit der Bundesparlamentarier/-innen für einen EU-Beitritt, denn dort, in Brüssel, gibt es nach einer politischen Laufbahn in der Schweiz als Bürokrat noch viel Geld abzuholen. Die Opfer der EU-Bürokratur sind unseren Politikern egal, und diese werden auch nie zugeben, dass der Beitritt zum Schengener und Dubliner Abkommen für die Schweiz ein grosser Fehler war. *Andreas Ungricht, Basel*

Leckerbissen

Nr. 15 – «Krieger Gottes»; zweitletzter Teil der Schlachtenserie von Peter Keller

Vor der letzten Folge muss das doch einmal erwähnt werden: Für die Darstellung der



«Dreschen hohler Phrasen»: Pädagogensprache.

grossen Schlachten, die die alten Eidgenossen geschlagen haben, verdient der Autor der Schlachtenserie viel Lob und Anerkennung.

Frei von Mythen und Helden-Lobhudelei gibt der Verfasser das Kriegsgeschehen, eingebettet in den jeweiligen Zeitrahmen, nüchtern, glaubhaft und für jedermann verständlich wieder. Die sorgfältige Auswahl des Bild- und Kartenmaterials wie auch die Hinweise auf die Sicht der Chronisten versehen das Ganze mit dem Sahnehäubchen krönender Beigabe.

Sollte das Schlachten-Gesamtwerk dereinst als Buchausgabe erscheinen, müsste es jedenfalls in die Lehrmittellisten schweizerischer Gymnasien aufgenommen werden. Einige Takte dieses Lobgesanges darf auch die *Weltwoche* beanspruchen – eben dafür, dass sie ihren Lesern diese Leckerbissen angeboten hat.

Hans Christian Müller, Zürich

Unkritische Denkweise

Nr. 15 – «Und die Erde erwärmt sich doch»; Interview mit Klimaforscher Thomas Stocker

Die Aussagen von Prof. Stocker könnte man eigentlich ganz kurz so zusammenfassen: Wenn die Tatsachen der Theorie entgegenstehen ist das umso schlimmer für die Tatsachen. Eine Theorie gilt bekanntlich als falsch, wenn auch nur ein einziges Experiment sie widerlegt. Die globale CO₂-Emission steigt seit Jahren dramatisch, die Temperatur aber stagniert: Diese Theorie ist also nicht mehr als eine Seifenblase, und es reicht nicht, wenn Professor Stocker die Ereignisse der zurückliegenden 17 Jahre einfach mit semantischen Tricks bestreitet und ignoriert, so wie er es bei seinen Fachkollegen ja auch tut. Wenn die vorhergesagte Temperaturerhöhung nicht eintritt, dann misst man einfach stattdessen die Ozeantemperatur in 4000 Meter Tiefe so lange,

bis man wieder recht hat. So einfach ist das, man muss nur draufkommen.

Dr. Detlef Symietz, Wangen SZ

Verzicht auf Gen-Soja

Nr. 13 – «Die eingebildete Gefahr»; Markus Schär über die Gentechnologie

Nachdem ich von der Studie der russischen Forscherin Dr. Irina Ermakova aus dem Jahr 2005 Kenntnis genommen hatte, wonach über fünfzig Prozent von Ratten-Babys, die mit Gen-Soja gefüttert worden waren, innerhalb von drei Wochen starben, habe ich aufgehört, industriell hergestellte Sojaprodukte zu konsumieren. Auch bei einer Entschlackungskur mit Gewichtsabnahme bleibe ich naturnah. Wie in Graz bei einem Arzt gelernt, trinke ich während drei bis vier Wochen täglich nur einen Liter Milch, in welchem alle nötigen Nährstoffe enthalten sind. Damit die Milch gut verdaut wird, speichelt man vor jedem Schluck Milch mit einem kleinen Bissen von Brötchen etwas ein. Verstopfung verhindert man mit Glaubersalz. Eine angenehme und preisgünstige Kur, bei der ich leicht Sport treiben und mit klarem Kopf geistig arbeiten kann.

Emil Rahm, Hallau

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

ARVISA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

UNSERE ERFOLGREICHSTEN WEINE AUS SPANIEN

HIGHLIGHTS DER WOCHE

 <small>ROBERT PARKER 92-94</small> 2010 AALTO Aalto CHF 34.55	 <small>ROBERT PARKER 95</small> 2010 PS Aalto CHF 84.25	 <small>ROBERT PARKER 95</small> 2008 ALION Vega Sicilia CHF 50.75	 <small>ROBERT PARKER 94-96</small> 2010 CLOS MOGADOR Bodega Clos Mogador CHF 51.85
---	---	---	--

Mauro- Bodegas Mauro 2010
CHF 28.10

Terreus - Bodegas Mauro 2009
CHF 85.30

Pintia- Bodegas Pintia 2007
CHF 36.70 ROBERT PARKER 93+

PSI- Dominio de Pingus 2010
CHF 34.55 ROBERT PARKER 92

Astrales- Los Astrales 2009
CHF 27.00 ROBERT PARKER 91

Numanthia- Numanthia 2008
CHF 38.90 ROBERT PARKER 93

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

Dr. «light» im Bundeshaus

Der Berner Regierungsrat Philippe Perrenoud (SP) promovierte mit einer Doktorarbeit von sechzehn Seiten. Der St.Galler Nationalrätin Yvonne Gilli (Grüne) reichten vierzehn Seiten für den begehrten Titel. Die wissenschaftlichen Leistungen bekannter Schweizer Politiker sind oft bescheiden. *Von Philipp Gut*



Banale Ergebnisse: SP-Regierungsrat Perrenoud.

Was taugen die Dissertationen von Bundesräten, Regierungsräten und eidgenössischen Parlamentariern? Mit welchen wissenschaftlichen Leistungen haben sie den heissersehnten akademischen Titel erlangt? Worüber promovierten Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) und Alain Berset (SP)? Welches Thema beackerte Christoph Blocher (SVP)? Lassen sich aus den Doktorarbeiten womöglich Rückschlüsse auf die Politik der Autoren ableiten? «Sage mir, worüber du promoviert hast, und ich sage dir, wer du bist»: Dieser Satz trifft durchaus zu (wir kommen darauf zurück).

Die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens warf dem Zürcher Medizinhistoriker und SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli vor, leichtfertig Dokortitel ohne die geringsten wissenschaftlichen Ansprüche vergeben zu haben. Dabei stützte sich das Fernsehen auf einen Betrüger als Kronzeugen, der seine Arbeit nicht selber verfasst hatte und dessen Glaubwürdigkeit mehr als zweifelhaft ist.

Unterbelichtet blieb in der Sendung auch, dass die Ansprüche an Doktorarbeiten in der Medizin erheblich geringer sind als in andern Fächern und Fakultäten. Ein Blick in die Dissertationen bekannter Politiker zeigt: Den Dokortitel kriegen Ärzte vergleichsweise schnell und einfach. Oft entsprechen die Arbeiten kaum mehr als dem, was beispielsweise

in der Geschichte von einem Anfängerstudenten im Proseminar erwartet wird. Dies hat damit zu tun, dass das Medizinstudium hart, reglementiert und lang ist. Wer das Staatsexamen besteht, hat bereits viel geleistet und seine Fähigkeiten unter Beweis gestellt.

Zusammenfassung in drei Sätzen

Der Berner SP-Regierungsrat Philippe Perrenoud promovierte 1991 an der Medizinischen Fakultät der Universität Basel über eine krankhafte Knochenvermehrung im Brustbein-Schlüsselbein-Gelenk («L’hypeostose sterno-costo-claviculaire associée à une pustulose palmo-plantaire: présentation d’un cas»). Wie schon der Titel sagt, schildert die Arbeit die Krankheitsgeschichte einer einzigen Patientin – und dies auf engstem Raum. Die Arbeit ist mit sechzehn Seiten nummeriert (inklusive Literaturverzeichnis), darauf folgen zwölf Fotos. Der Haupttext umfasst dreizehn Seiten. Die Einleitung hat auf einer Drittelseite Platz, eine Fragestellung wird – wie das für wissenschaftliche Arbeiten zwingend ist – nicht formuliert. Noch dünner ist die Zusammenfassung («Résumé»). Sie besteht aus drei Sätzen.

Als Fazit hält Perrenoud fest, dass es beim erwähnten Symptom diagnostische und therapeutische Schwierigkeiten («difficultés») gebe und dass es, wie er aus der Literatur erfahren habe, in Japan häufiger vorkomme als im Westen («beaucoup plus fréquent au Japon qu’en Occident»). Das sind banale Ergebnisse. Trotzdem machte Dr. Perrenoud später wissenschaftlich und politisch Karriere. Er wurde Chefarzt des Psychiatriezentrums Berner Jura, Direktor der Psychiatrieklinik Belleley sowie der psychiatrischen Dienste Berner Jura und Biel-Seeland. Als Regierungsrat und Gesundheitsdirektor verantwortete er das Führungsdebakel in der Klinik «Waldau», deren Leiter, Prof. Werner Strik, zu Unrecht entlassen wurde, während eine falsche Professorin in Top-Positionen aufstieg (heute ist Strik vollständig rehabilitiert und wieder im Amt).

Auch in der Bundespolitik gibt es mehrere Ärzte, die leicht zu ihrem Titel gekommen sind. Die grüne St.Galler Nationalrätin Yvonne Gilli, die in Wil eine Praxis für Homöopathie, traditionelle chinesische Medizin und Gynäkologie führt, wurde 1991 an der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich mit einer Studie über die Sauerstoffsättigung während der sogenannten Hämodialyse – ein

Blutreinigungsverfahren – promoviert («Continuos pulse-oxymetry during hemodialysis»). Die Arbeit besteht aus vierzehn Seiten inklusive Inhaltsverzeichnis, Lebenslauf und Grafiken. Der eigentliche Text umfasst sieben Seiten. Immerhin hatte Dr. Gilli eigene Messungen bei achtzehn Patienten durchgeführt.

Gar ganz ohne Dissertation ist die Luzerner Ärztin und SVP-Nationalrätin Yvette Estermann zu ihrem Titel gekommen. Sie studierte in der Slowakei, wo damals alle Absolventen des Medizinstudiums automatisch «doktoriert» wurden. Auf Anordnung des Ärzteverbands FMH musste Estermann ihren Titel deshalb anpassen. Sie darf sich nicht mehr «Dr. med.» nennen, sondern nur noch «Medicinae Universae Doctor (MU Dr.)», wie der von der Comenius-Universität in Bratislava verliehene Titel heisst.

Prominenter Professor ohne Dokortitel

Noch weiter brachte es der hyperaktive Tessiner Staatsanwalt und Swiss-Award-Nominierte Paolo Bernasconi, der von der Jury 2012 in der Sparte Politik offiziell für seinen «grossen Einsatz gegen den politischen Stil des Lega-Präsidenten Giuliano Bignasca und den Rechtspopulismus» gelobt wurde. Ohne dass er je eine höhere wissenschaftliche Qualifikationsarbeit verfasst hätte, ernannte ihn die



14 Seiten: Nationalrätin Gilli, Grüne.



«MU Dr.»: SVP-Nationalrätin Estermann.

Universität St. Gallen 1999 zum Titularprofessor. «Ich habe nie eine Dissertation geschrieben, weil es mich nicht interessierte – *e basta*», sagte Bernasconi der *Weltwoche*. Das ist natürlich sein gutes Recht. Merkwürdig mutet allerdings die Berufungs- und Titelvergabepolitik der HSG an. Gemäss Art. 64 des Universitätsstatuts kann zwar ausnahmsweise zum Titularprofessor ernannt werden, wer nicht habilitiert ist. Dazu muss man wissen: Die Habilitation ist jene wissenschaftliche Qualifikationsarbeit, die erst nach dem Dokortitel kommt. Davon, dass jemand zum Professor ernannt werden kann, der nicht promoviert ist – also bereits die niedrigere Qualifikationsstufe verpasst hat –, steht im Statut der HSG kein Wort. Der Fall Bernasconi bleibt ein Kuriosum: Jahrelang hat an der angesehenen Kaderhochschule ein «Professor» Dissertationen abgenommen, der selber keine Doktorarbeit abgeliefert hatte.

Im Nationalrat sitzen – neben den oben Genannten – noch zwei weitere Mediziner, der Tessiner Ignazio Cassis (FDP) und der jurassische Tierarzt Jean-Paul Gschwind (CVP). Gschwind nennt sich allerdings nur «med. vet.», er hat also keine Dissertation verfasst. Cassis promovierte 1997 an der Universität Lausanne über Aids-Beratung in der Schweiz («*Quo vadis counselling: analyse des besoins et détermination des priorités concernant le counselling VIH en Suisse*»). Die Arbeit, die 89 Seiten umfasst, schrieb er gemeinsam mit zwei Mitautoren. Nach eigenen Angaben hat Cassis dafür «zirka zwei Jahre» eingesetzt und «gelernt, eine wissenschaftliche Studie autonom durchzuführen, inklusive Forschungsmethodologie in der Epidemiologie und mit quantitativen Methoden».

Wie im Kanton Bern mit Philippe Perrenoud sitzt auch in Basel-Stadt ein Arzt in der Regierung, der grüne Guy Morin. Er promovierte 1986 über «Die Anamnese in der inneren Medizin» (Umfang: 149 Seiten). Vier, fünf Monate habe er dafür einsetzen müssen, sagt Morin. Die Anforderungen, so sein Eindruck, seien in den letzten Jahren «eher gestiegen». Schon damals habe es allerdings grosse Unterschiede gegeben. Für Morin ist klar: Die Diskussion über die Standards bei Medizinpromotionen müssen die Fakultäten führen. «Sie haben diese Dissertationen ja abgenommen.»

In andern Fakultäten, etwa der philosophischen oder juristischen, müssen für eine Doktorarbeit meist Jahre aufgewendet werden, wobei man früher in der Regel noch schlanker durchkam. Während heute schnell einmal Hunderte von Seiten erreicht werden, lieferte Bundesrätin und Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf 1990 lediglich 99 Seiten ab. Die glühende Etatistin wählte für ihre Dissertation an der Rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich ein staatsnahes Thema («Voraussetzungen der Konzession bei Radio und Fernsehen»). Auch sprachlich ist früh eine Tendenz zu knochentrockenem Beamtendeutsch und nominal geprägten Endlossätzen spürbar. «Ziel der vorliegenden Arbeit», schreibt Widmer-Schlumpf, «ist eine sich am Verfassungsartikel über Radio und Fernsehen und den diesem inhärenten Leitlinien und Grundsätzen orientierende Auseinandersetzung mit den im Bundesgesetz über Radio und Fernsehen festgelegten Voraussetzungen der Konzessionserteilung.»

Erstaunt nimmt der Leser zur Kenntnis, dass in der Dissertation der Bundesrätin jede Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse fehlt – mithin ein Element, das nach gängigen internationalen Standards zu jeder wissenschaftlichen Arbeit gehört. Einem Studienbeginner im ersten Semester würde man die Arbeit umgehend zur Nachbesserung retournieren, wenn er das Résumé wegliesse. Widmer-Schlumpf ist damit an der Universität Zürich offensichtlich durchgekommen.

Bundesrat Berset: Kein Buch publiziert

Innenminister Alain Berset, der zweite aktuelle Bundesrat mit Doktorwürden, promovierte 2005 an der Universität Neuenburg mit einem wirtschaftswissenschaftlichen Thema («*Transformation des systèmes locaux d'emploi et compétitivité des régions: le rôle des migrations internationales*»). Besonderen Forscherehrgeiz legte der ehemalige wissenschaftliche Assistent nicht an den Tag: Seine Untersuchung ist nie in Buchform erschienen und deshalb auch nicht im Handel erhältlich. Sie ist lediglich als CD-ROM in ausgewählten Universitätsbibliotheken greifbar, womit ihre

Wirkung von vornherein begrenzt war. «Im Zeitalter des Internets ist es der elektronische Zugang, der für die Forschung zählt. Eine Publikation in Buchform war nicht geplant», lässt Berset auf Anfrage durch einen EDI-Sprecher ausrichten. Tatsächlich ist seine Dissertation im Netz aber nicht verfügbar.

Neben den oben erwähnten Medizinerinnen sitzen mehrere promovierte Juristen, Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaftler im nationalen Parlament und in kantonalen Regierungen. Studiert man ihre Dissertationen, fällt – bei allen qualitativen Unterschieden in Inhalt, Sprache, Form – vor allem eines auf: Das wissenschaftliche Interesse korrespondiert sehr häufig mit der politischen Ausrichtung oder ihrer beruflichen Tätigkeit.

Der diplomierte Landwirt und Jurist Christoph Blocher legte 1972 seine an der Universität Zürich verfasste Dissertation über «Die Funktion der Landwirtschaftszone und ihre Vereinbarkeit mit der schweizerischen Eigentums-garantie» (188 Seiten) vor. Die Arbeit des späteren Unternehmers und Bundesrats ist im Vergleich zur politischen Rivalin Widmer-Schlumpf griffiger formuliert und scheut sich nicht vor klaren Aussagen. Allerdings fehlt auch in Blochers Dissertation das zumindest heute übliche Fazit am Schluss. Dieses Manko wird insofern teilweise wettgemacht, als einzelne Kapitel jeweils eine «Schlussfolgerung» bieten.

CVP-Fraktionschef und Jurist Urs Schwaller, der 1981 an der katholischen Universität Fribourg promovierte («Die Unwirksamkeit des eigenhändigen Testaments», 200 Seiten), listet zwar sauber und pflichttreu die «Ergebnisse der vorliegenden Arbeit» auf, sein Literaturverzeichnis hingegen ist mit fünfzig Titeln eher schmal ausgestattet. >>>



Kuriosum: Titularprofessor Bernasconi.

Während am linken Rand des Spektrums und bei Frauen Themen wie Menschenrechte, Migration, Umwelt dominieren, verlegen sich bürgerliche Politiker eher auf Finanz- und Wirtschaftsfragen. So promovierte CVP-Nationalrätin Lucrezia Meier-Schatz mit einer Studie über die Kirche und die Menschenrechte der Arbeitsmigranten, ihre Waadtländer SP-Ratskollegin Cesla Amarelle über die Harmonisierung der Migrantenrechte in der EU und die Basler SP-Regierungsrätin Eva Herzog über das Frauenturnen im Kanton Basel-Landschaft («Frisch, frank, fröhlich, Frau»). Die Arbeit stelle «männliche Bevormundung» in Frage, heisst es im Klappentext. Trotz dieser politischen Tendenz macht Herzogs 448-Seiten-Dissertation wissenschaftlich einen soliden und professionellen Eindruck.

Links-grün forscht auch grün: Die St. Galler SP-Nationalrätin Claudia Friedl, Inhaberin eines Büros für Umweltfragen, schrieb eine ETH-Dissertation über «Populationsdynamik und Reproduktionsbiologie» der Bachforelle, der grüne Zürcher Bastien Girod über Ökobilanzen und ökologische Buchhaltung. Die politischen Überzeugungen des SP-Ständerats Claude Janiak (BL) spiegeln sich auch in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit: In seiner Dissertation über die Strafanstalt Witzwil geisselt er die angebliche «Isolierung» der Gefangenen, die «unverständlich» sei und als «ausgesprochen schädlich und dem Resozialisierungsziel abträglich» qualifiziert werden müsse.

Nüchterner abgefasst ist die juristische Dissertation von SVP-Nationalrat Sebastian Frehner («Die zivilrechtliche Unzulässigkeit von Wettbewerbsabreden») und die völkerrechtliche Studie des FDP-Aufstiegers Andrea Caroni («Finanztransaktionen der Schweiz im Staats- und Völkerrecht»). Flammend ist bei Letzterem nur die Widmung («Meinen Eltern in unendlicher Liebe»).

Und die Bilanz? Die untersuchten Doktorarbeiten genügen – nicht nur bei den notorischen Kurzstrecken-Schreibern der Medizin – bestenfalls den Ansprüchen solider Durchschnittlichkeit. Bahnbrechendes, Brillantes, Originelles sucht man vergeblich. Von einem Echo in der Wissenschaftsgemeinde oder gar bei einem breiteren Publikum ganz zu schweigen. Das lässt sich auch daran ablesen, dass es keine einzige der besprochenen Arbeiten in einen kommerziellen Verlag geschafft hat, der sich einen Gewinn davon verspricht. Die Dissertationen von Philippe Perrenoud, Yvonne Gilli oder der ETH-Geologin und Zürcher CVP-Nationalrätin Kathy Riklin («Kontaktmetamorphose permischer Sandsteine im Adamello-Massiv») sind selbstfabrizierte Heftchen, die andern sind in Hochschulverlagen und akademischen Reihen erschienen. Ein Schuft, wer denkt, dass die Verfasser vielleicht auch deshalb auf die Bühne der Politik gewechselt haben, weil sie sich dort mehr Glanz und Erfolg versprochen als in der Wissenschaft. ○

«Theorie des Verstands»

Der amerikanisch-österreichische Neurowissenschaftler und Nobelpreisträger Eric Kandel über die Reaktion des Gehirns beim Betrachten von Kunst, die Wiener Intellektuellen des Fin de Siècle und den Antisemitismus in Österreich.

Von Lars Jensen

Herr Kandel, Sie flohen 1938 von Wien nach New York. Fühlen Sie sich eigentlich als Österreicher?

Nicht so ganz. Gestern besuchte mich Heinz Fischer, der Präsident von Österreich, und übergab mir eine Auszeichnung. Mich amüsiert das: Jeder Österreicher bekommt Orden, wenn er über 80 ist. Selbst wenn er wie ich seit 75 Jahren in Amerika wohnt.

Ihr Buch «Das Zeitalter der Erkenntnis» beschreibt, was im Gehirn passiert, wenn der Mensch ein Kunstwerk betrachtet. Aber es liest sich auch wie eine Liebeserklärung an das Wien des Fin de Siècle. An die jüdischen Wissenschaftler und Künstler, die damals die intellektuellen Grundlagen für die Moderne legten.

Mir kam die Idee zum Buch, als mir die Österreicher einen anderen Orden zukommen liessen. Nachdem ich 2000 den Nobelpreis bekommen hatte, ernannte mich die Universität von Wien zum Ehrenprofessor. Zunächst hatte ich geplant, eine bitterböse Rede zu halten, alle Österreicher zu verprellen und mich dort nie wieder blicken zu lassen. Dann dämmerte mir, dass dies nicht der richtige Weg sei. Ich wollte zivilisierter vorgehen und nahm mir vor, ein Buch zu schreiben über die Errungenschaften der medizinischen Fakultät in Wien, die um 1900 weltweit führend war. Sigmund Freud, Arthur Schnitzler, Karl von Rokitansky und viele mehr – gut die Hälfte der Mitarbeiter war jüdisch. Zufällig lernte ich eine nette Dame im medizinischen Museum kennen, Sonja Horn, die mich darüber aufklärte, wie sehr Gustav Klimt, Oskar Kokoschka, Egon Schiele sich für Naturwissenschaften, für Biologie, Medizin, Psychologie interessiert hatten. In Klimts Gemälden zum Beispiel sehen wir häufig Strukturen, die wie Zellen aussehen – kein Zufall. Vor sechs oder sieben Jahren hielt ich einen Vortrag über diese drei Künstler, und während der Arbeit an dem Text erkannte ich, dass dieses Feld genug hergibt für ein Buch.

Was passiert im Gehirn, wenn wir ein Kunstwerk betrachten?

Wir können inzwischen ziemlich genau nachvollziehen, was biologisch passiert, wie die neurologischen Kreisläufe funk-

tionieren, wie die visuelle Information vom Auge ins Sehzentrum geleitet und dort verarbeitet wird. Wir wissen auch, wie das Gehirn Gesichter erkennt. Sehr interessantes Phänomen, denn es folgt eigenen Regeln. Sie können ein Telefon oder ein Auto erkennen, egal, von welcher Seite Sie es betrachten, aber mit einem Gesicht haben Sie Probleme, wenn es etwa auf dem Kopf steht. Gewisse Zellen im Gehirn reagieren dann einfach nicht. Womit das zusammenhängt, wissen wir noch nicht ganz genau. Aber wenn Sie nun Porträts der Wiener Expressionisten betrachten, mit ihren exzessiven Farben und Formen, laufen die Zellen heiss.

Wussten die Wiener Expressionisten bereits, wie die Rezeption von Bildern funktioniert?

Nicht bewusst.

Klimt, Schiele, Kokoschka lösen extreme Reaktionen aus. Ihre Darstellung von weiblicher Sexualität erzeugte damals bei vielen Betrachtern Abscheu; Porträts wie Klimts «Adele Bloch-Bauer I» erzielen heute astronomische Preise. Wie entsteht die emotionale Wirkung von Kunst?

Manche Leute reagieren so intensiv auf Bilder, dass sie Schmerz oder Wohlgefühl empfinden. Es gibt einen Teil im Gehirn, der Gefühle steuert wie Empathie, Verständnis, Genuss. Da spielen auch unsere persönlichen Ansichten, Wünsche, Pläne eine Rolle: Erinnerungen, die unser Weltbild formen. Man nennt das die Theorie des Verstands.

Was meinen Sie damit?

Wiener Kunsthistoriker um Alois Riegl erkannten in den dreissiger Jahren die Bedeutung der Kognitionspsychologie für die Kunst. Wenn Sie und ich dasselbe Gemälde betrachten, sehen wir unterschiedliche Dinge, denn unser Gehirn ist ein kreatives Instrument. Wir haben gelernt, Bilder intuitiv zu interpretieren, uns einen Reim auf das zu machen, was wir sehen. In Bruchteilen von Sekunden gleichen wir neue Eindrücke mit unseren Erfahrungen ab, die wir im Gedächtnis gespeichert haben.

Die meisten Künstler sind sich nicht bewusst, was sie in unseren Gehirnen anrichten.

Künstler beherrschen einige Tricks, um unsere Wahrnehmung zu täuschen. Seit der Renaissance versuchen Maler, uns auf einer

zweidimensionalen Leinwand Dreidimensionalität vorzugaukeln – und haben sogar Erfolg damit, weil sie Mechanismen unseres Gehirns ausnutzen, das jedem Motiv einen Sinn verleihen will.

Wie genau kann die Wissenschaft erklären, was physiologisch im Gehirn des Kunstbetrachters passiert?

Der zweite Teil des Buches handelt von den technischen Vorgängen. Ich habe mich bemüht, so verständlich wie möglich zu schreiben und die Angelegenheit mit Dutzenden Schaubildern zu veranschaulichen. Aber ich gebe zu: Das ist nicht ganz leicht zu verarbeiten, ich wäre Ihnen nicht böse, wenn Sie das nicht alles lesen.

Ich habe Ihr Buch gerne gelesen, auch wenn ich vielleicht nicht alles verstehe. Man lernt Erstaunliches darüber, wie Kunst funktioniert und wie diese drei Maler die Kunst revolutionierten.

Ich bin nicht der Erste, der über die Psychologie der Kunst schreibt. Aber ich bin bei diesem Projekt vorgegangen wie sonst auch in meiner Arbeit: Ich reduziere auf das Nötigste. Ich nehme mir ein grosses Problem vor, zum Beispiel die Frage, wie unser Gedächtnis funktioniert. Aus hundert möglichen Wegen, zum Ziel zu gelangen, wähle ich einen. Das muss nicht der beste oder schnellste Weg sein, aber einer, der mir gefällt. So war es auch damals, als ich entdeckte, wie die Synapsen funktionieren: Ich verfolgte eine Idee, die mir plausibel erschien, und ignorierte Dutzende andere Theorien, die damals umherschwirrten. Im Falle dieses Buches beschreibe ich nicht die gesamte Kunstgeschichte, sondern konzentriere mich auf Porträts von drei Malern, die gleichzeitig in derselben Stadt lebten. Manche werden sagen, dass dieser Zugang zu schmal ist, dass ich die Kunst ihrer Kraft beraube, wenn ich mich auf einen Ausschnitt konzentriere. Aber ich erwidere, dass nur dieser reduzierte Dialog zwischen Wissenschaft und Kunst unseren Horizont erweitern kann.

In Ihrer Heimatstadt wurden zwischen 1890 und 1918 die Grundlagen für ein interdisziplinäres Denken gelegt, das versucht, Erkenntnisse aus Wissenschaft und Kultur zu verschmelzen.

Ich habe mich auf Klimt, Schiele, Kokoschka konzentriert, weil ihre Arbeit so offensichtlich unter dem Einfluss der Naturwissenschaften stand; weil ihre Bilder die Erkenntnis reflektieren, dass der menschliche Verstand nicht rational funktioniert, sondern von tieferliegenden sexuellen, aggressiven Trieben gesteuert wird. Unabhängig voneinander entdeckten Sigmund Freud, Arthur Schnitzler und die drei Maler die Bedeutung des Unterbewusstseins.

Ich vermute, Karl von Rokitansky, der brillante Präsident der Wiener Universität, hatte sie beeinflusst. Schriftsteller, Ärzte, Künstler, Wissenschaftler sassen in Kaffeehäusern und tauschten sich aus und erfanden die interdisziplinäre Forschung, die unsere Wissenschaft seitdem prägt.

Wie muss man sich diese Szene vorstellen: Waren die Wiener Intellektuellen miteinander befreundet? Besuchte Freud Klimt in dessen Studio und analysierte über einem Glas Pils die Bilder?

Soweit wir wissen, trafen sich Klimt und Freud nie. Aber Freuds Schriften waren so umstritten, dass jeder gebildete Wiener sie gelesen haben musste. Freud war ein seltsamer Vogel, er beschwerte sich bei Schnitzler in einem Brief, dass der in seinen Büchern



«Plötzlich der Liebling Österreichs»: Kandel.

die Früchte von Freuds harter Arbeit ausschlachte.

Ist den Wienern eigentlich bewusst, dass ihre Stadt das Zentrum von Wissenschaft und Kunst war?

Sie feiern ihre Vergangenheit, aber sie sprechen ungerne darüber, dass die meisten Wiener, die das geistige Leben vor 1938 prägten, Juden waren und fliehen mussten oder ermordet wurden.

Sie flohen nach dem Anschluss 1938 als Neunjähriger ohne Eltern nach New York. Wie erlebten Sie diese Zeit?

Mein Vater betrieb ein Spielwarengeschäft in der Nähe von Freuds Wohnung. Wir hatten nie Kontakt mit den Intellektuellen, aber mein Bruder war sehr intelligent und erzählte mir von den Büchern, die er las. Wir hörten die Nazis im Radio marschieren und über Juden hetzen. Eines Tages kam ich in

die Schule, und meine Klassenkameraden redeten nicht mehr mit mir. Ihre Eltern hatten es ihnen verboten.

Von einem Tag auf den anderen waren Sie ein Aussätziger.

Die Österreicher verspürten einen intensiven Judenhass, viel ausgeprägter als die Deutschen. Später sagte Himmler: «Wofür wir Jahre brauchten, das erledigten die Österreicher in ein paar Tagen.» Er meinte das Pogrom im Jahr 1938, als die Wiener mit ungeheurer Brutalität das jüdische Leben ausradierten. Danach war es Zeit für meinen Bruder und mich zu gehen. Meine Eltern kamen später nach.

Seit sechzig Jahren arbeiten Sie in der Neuropsychologie, und Ihr Beitrag zur Erforschung des Gedächtnisses ist unübertroffen. Sie sagten mal, Ihre intensiven Erinnerungen an die Kindheit hätten Sie inspiriert.

Ich erzähle Ihnen mal, wie mich mein Gedächtnis reinlegt. In der Jeschiwa-Schule in Brooklyn, wo ich das Abitur machte, hatte ich mich in ein Mädchen verliebt: Evelyn Reinhard. Sie sass ein paar Meter von mir entfernt, und ich starrte sie zwei Jahre lang an. Ich hatte den Eindruck, ihr würde mein Interesse schmeicheln. Als ich vor einigen Jahren zum Ehemaligentreffen ging, freute ich mich auf Evelyn, denn ich hatte sie nie vergessen. Als sie vor mir stand, erkannte ich sie sofort. Sie sagte: «Wer sind Sie?» Offenbar hatte ich bei Evelyn weniger Eindruck gemacht, als ich mir all die Jahrzehnte eingebildet hatte.

Besuchen Sie Wien gerne?

Nachdem ich den Nobelpreis bekommen hatte, war ich plötzlich der Liebling Österreichs. Aber ich spielte nicht mit. Der damalige Bundespräsident Thomas Klestil schrieb mir einen Brief, um zu erkunden, wie er mich ehren könnte. Ich antwortete, Orden würden mich nicht interessieren, sehr wohl aber würde ich ein Symposium in Wien abhalten, das sich mit dem Antisemitismus in Österreich auseinandersetzt. Okay, seitdem führen wir jährlich diese Veranstaltung durch, und wir haben einige Erfolge erzielt.

Zum Beispiel?

Kennen Sie den Dr.-Karl-Lueger-Ring?

Einen Teil der Ringstrasse, die die Innenstadt umgibt?

Richtig. Er wurde auf unser Betreiben hin umbenannt in Universitätsring, denn ich fand es unerträglich, dass die wichtigste Wiener Strasse nach einem Antisemiten benannt ist, der Hitler als Ideengeber diente.

Der Neurowissenschaftler Eric Kandel, 83, erhielt im Jahr 2000 den Nobelpreis für Medizin. Sein letztes Buch, «Das Zeitalter der Erkenntnis: Die Erforschung des Unbewussten in Kunst, Geist und Gehirn von der Wiener Moderne bis heute», erschien 2012 im Siedler-Verlag.



Hinfahren verboten: «Velokafi» am Zürcher Limmatquai.

Die linke Modell-Stadt

Am Sonntag könnte die rot-grüne Zürcher Regierung noch weiter nach links rücken. Wie ist das in der Banken- und Wirtschaftsmetropole möglich? Persönlichkeiten aus Politik und Kultur geben Antwort. *Von Rico Bandle*

Freitagabend, noch eine Woche bis zum entscheidenden zweiten Wahlgang für den Zürcher Stadtrat. Richard Wolff, der Kandidat der Alternativen Liste (AL), hält an der Universität Zürich auf Einladung der studentischen Linksaussen-Gruppierung «kriPo» ein Referat über «Stadtaufwertung, Verdrängung, Neoliberalismus, Gentrifizierung & linke Perspektiven zur Stadtentwicklung». Er beginnt mit Chile unter Pinochet, kommt zu Thatcher, Reagan, über die Türkei in die Schweiz, überall habe der «globale Kapitalismus» die Städte in Beschlag genommen; an den «Schaltstellen der neoliberalen Wirtschaft» bleibe kein Platz mehr für die Armen und Eingesessenen.

Wolff ist ein Vertreter einer Mikropartei mit 4,2 Prozent Wähleranteil, die links der SP politisiert. Im ersten Wahlgang erhielt er nur knapp weniger Stimmen als der favorisierte

FDP-Kandidat Marco Camin. Wird er am Wochenende gewählt – was Politexperten durchaus für möglich halten –, sitzen in der neunköpfigen Zürcher Regierung neu sieben Mitglieder aus dem links-grünen Lager. Ein Novum für die grösste Stadt der Schweiz, das aber niemanden überraschen würde. Zürich ist nicht nur eine Wirtschaftsmetropole, die in allen internationalen Lebensqualitäts-Rankings einen Spitzenrang einnimmt, sondern hat sich in den letzten Jahren auch zu einer linken Modell-Stadt entwickelt, mit all den dazugehörigen Experimenten.

In Politik und Kultur dominiert der linke Diskurs. Ist von der Wirtschaft und den Banken die Rede, dann meist in einem negativen Kontext. Lieber debattiert man in Zürich über den sozialen Wohnungsbau, den Veloverkehr, die Kinderbetreuung, die Kulturförderung oder die Gleichberechtigung von Mann und

Frau. Wo die Prioritäten liegen, brachte Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) 2010 in einem TV-Interview zum Ausdruck, mitten in der Finanzkrise. Auf die Frage, was ihre grösste Herausforderung sei, nannte sie nicht etwa den serbelnden Bankenplatz und die gefährdeten Arbeitsstellen, sondern erklärte, dass man ein neues Kulturleitbild ausarbeite, was «eine grosse Aufgabe» sei.

Kaderstellen für Transsexuelle

Vielleicht ist es ja ein positives Zeichen, wenn es sich eine Stadt erlauben kann, sich vorwiegend mit Nebensächlichkeiten zu beschäftigen. Vorletzte Woche zum Beispiel hat der Gemeinderat, so heisst in Zürich das Parlament, einer Frauenquote von 35 Prozent für Kaderstellen in der Verwaltung zugestimmt. In der Motion ist allerdings nicht von «Frauen» die Rede, sondern von einer «angemessenen

Berücksichtigung der Vielfalt der Geschlechtsidentitäten». Mitverfasserin der Motion war Min Li Marti, Fraktionspräsidentin der SP im Gemeinderat und Lebenspartnerin des grünen Nationalrats Balthasar Glättli. Ich treffe sie an ihrem Arbeitsort, einem genossenschaftlich organisierten Geschäftshaus in Zürich Altstetten mit eigener Kantine. Marti arbeitet für das «Kampagnenforum», das für Umweltorganisationen, linke Parteien und Behörden Marketingaktionen gestaltet.

Was bedeutet das, «Vielfalt der Geschlechtsidentitäten»? Die zierliche Politikerin denkt kurz nach. «Erst muss ich erklären, weshalb wir diese Formulierung überhaupt gewählt haben», sagt sie. «Im Gemeinderat sitzt für die Alternative Liste der Transmann Alec Recher [Anm. der Red.: <Transmann> ist die Bezeichnung für einen Mann, der eine Geschlechtsumwandlung hinter sich hat]. Die AL wollte unsere Quoten-Motion nur unterstützen, wenn wir auch Leute miteinbeziehen, die nicht in das übliche Geschlechtermuster passen.» Heisst das, es wird eine Quote für Transsexuelle in Kaderstellen geben? «Ich glaube nicht, dass dies machbar ist. Wichtig ist hier in erster Linie, dass die Verfahren nicht diskriminierend sind. Aber es liegt nun am Stadtrat, ein Gesetz zu formulieren.» Marti wählt ihre Worte sehr bewusst. Das Thema ist heikel; hochempfindlichen Randgruppen gerecht zu werden, ist eine Kunst für sich. Kann man beim Verfassen einer solchen Motion ernst bleiben? «In diesem Fall war das Formulieren natürlich nicht ganz einfach, und wir mussten teilweise auch schmunzeln. Aber wir haben das Anliegen natürlich ernst genommen.»

Gemüse auf der Verkehrsinsel

Zürich lässt sich die angemessene Behandlung aller möglichen Geschlechter einiges kosten. Das Gleichstellungsbüro der Stadt beschäftigt zehn Mitarbeiter, jenes des Kantons sechs. Das städtische Büro hat kürzlich seinen Aufgabenbereich erweitert. In einer Medienmitteilung vom 21. März heisst es: «Die Fachstelle für Gleichstellung nimmt sich der Anliegen von lesbischen, schwulen, bi-, trans- und intersexuellen Menschen an.» Zeitgleich startete die öffentlich finanzierte «Beratungs- und Informationsstelle für Frauen» eine Plakatkampagne gegen Gewalt in lesbischen Beziehungen. Muss jede Randgruppe ein separates Betreuungsangebot inklusive Sensibilisierungskampagne haben? «Es besteht tatsächlich die Tendenz, für jedes Problem eine Fachstelle mit einem Beauftragten zu errichten. Wir von der SP sind da aber nicht federführend, die CVP geht viel forscher voran», behauptet Marti.

Die Dutzenden von Fachstellen müssen regelmässig ihre Existenzberechtigung unter Beweis stellen. Und dazu lancieren sie bevorzugt «Sensibilisierungskampagnen». Die



«Machen wir genug?»: Nationalrat Girod (Grüne).



«Falsche Frage»: Theater-Frau Weber.

städtische Veloförderung errichtete zum Beispiel kürzlich ein Velo-Drive-in-Café am Zürcher Limmatquai. Hinfahren, klingeln und dank einer eigens errichteten Vorrichtung ohne abzusteigen Kaffee trinken – das war die Idee. Blöderweise stand das «Velokafi» auf einem Trottoir, auf dem das Velofahren verboten ist. Das Velo musste zum Drive-in gestossen werden. Trotz gänzlicher Untauglichkeit der Aktion bezeichnen die Verantwortlichen diese als Erfolg: Es sei viel über das «Velokafi»



«Fast alle sind weggezogen»: SVP-Mann Heer.

gesprachen worden, damit habe man die «Kommunikationsziele» erreicht.

Ähnlich abstrus ist das neueste Ansinnen der Stadt: Ab 2014 sollen alle Verkehrsinseln und Rabatten mit Gemüse statt mit Blumen bepflanzt werden. Selbst die grüne Stadträtin Ruth Genner wehrte sich gegen das Postulat von Gemeinderätin Simone Brander (SP), da das Gemüse wegen der Luftbelastung ohnehin nicht verspeist werden könne – doch im links-grünen Zürich spielen solche praktische Einwände keine Rolle.

Der Staat weiss, was gut ist

Was bringen diese Aktionen ausser neuen Stoff für die Satiresendung «Giacobbo/Müller»? Ich bin mit Bastien Girod zum Frühstück in einem Zürcher Szenelokal verabredet. Der grüne Nationalrat bestellt ein grosses Birchermüesli und einen Latte macchiato. Ich verkneife mir einen Kommentar, passe mich an, bestelle anstatt Eier und Speck ebenfalls ein gesundes Müesli. Ergibt es Sinn, dass in Zürich immer wieder unrealistische Forderungen wie die 2000-Watt-Gesellschaft zur Abstimmung gebracht werden? «Ich sage nicht, dass alle unsere Ziele tatsächlich realisierbar sind. Das ist auch nicht entscheidend. Sondern die Frage: «Machen wir genug?» Aus meiner Sicht machen wir nicht genug.» Girod spricht viel, gestikuliert, weiss auf jede Frage sofort eine Antwort. Soll der Staat die Menschen zu ihrem Glück zwingen? «Zwingen nicht. Aber der Staat kann dem Einzelnen helfen, bessere Entscheidungen zu treffen.» Woher weiss der Staat, was eine gute Entscheidung ist für mich? «Durch Experten, die sich mit einem Thema intensiv befassen.»

Sich zurücklehnen und die wichtigen Entscheidungen Väterchen Staat überlassen, das scheint vielen Zürchern eine angenehme Vorstellung. Oder doch nicht? Die intellektuelle Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Themen findet traditionell in den Theatern statt. Das Zürcher Schauspielhaus gehörte während des Zweiten Weltkriegs zu den letzten Leuchttürmen der Meinungsfreiheit im deutschsprachigen Raum. Ist dort die neue Art der Bevormundung ein Thema? Weit gefehlt. Die aktuelle Programmzeitung zeigt, was die Theaterleute beschäftigt: Im Vorwort verteidigt Direktorin Barbara Frey die Unterschriftensammlung des Theaters gegen den Einzug eines McDonald's-Restaurants neben dem Schauspielhaus. Zwei Seiten weiter warnt Soziologie-Professor Ueli Mäder davor, dass die zunehmende «soziale Kluft» den Zusammenhalt unserer Gesellschaft gefährde. Zu guter Letzt berichtet der Historiker Philipp Sarasin von seinem Besuch in der «Wilhelm Tell»-Verballhornung im Schauspielhaus. «Ich fragte mich schon, wieso man heutzutage den <Tell> programmiert, wenn man nicht Parolen für die rechtsnationalen Trommler

bieten will», schreibt er. Die Aufführung gefiel ihm dann doch irgendwie, anders als die traditionelleren Aufführungen auf dem Rütli oder in Interlaken, die für einen Intellektuellen wie ihn kaum auszuhalten gewesen seien.

Das mit jährlich 37 Millionen Franken subventionierte Theater befindet sich mitten im Klassenkampf, Seite an Seite mit einigen Uni-Professoren – doch dies fällt in Zürich gar niemandem mehr auf, Widerstand gibt es erst recht keinen. Von wem auch? Die Zuschauer sind mehrheitlich derselben Meinung wie die Kulturleute, ebenso viele Journalisten, die nicht selten durch persönliche Beziehungen mit der Kulturszene verbunden sind.

Das kleine Theater Neumarkt befasst sich in Gesprächsreihen und gegenwärtig auch in einer «Schweiz-Trilogie» mit der Befindlichkeit im Lande. Ich treffe die Co-Direktorin Barbara Weber vor dem Theater im Niederdorf, wir setzen uns bei schönstem Sonnenschein ins Strassencafé. Ist es im subventionierten Theater undenkbar, auch einmal eine andere Sicht als jene der links-grünen Mehrheit zu transportieren? «Es ist nicht die Aufgabe des Theaters, die ganze Meinungsbandbreite abzubilden. Und ich finde überhaupt nicht, dass wir die Sicht der links-grünen Mehrheit vertreten», sagt Weber. «Das Problem des Theaters heute ist sicher nicht, dass überall dieselbe politische Einstellung vorherrscht, sondern eher, dass das Theater im Vergleich zu früher weniger politisch geworden ist und weniger Einfluss hat auf den gesellschaftlichen Diskurs.» Wenn der Einfluss des Theaters dermassen abgenommen hat, weshalb soll die Öffentlichkeit es dann noch finanzieren? «Das ist die falsche Frage. Viel eher sollten wir uns Gedanken darüber machen, wie man die Gesellschaft wieder dazu bringen kann, vermehrt ins Theater zu gehen und sich auf die dort behandelten Themen einzulassen. Das Neumarkt ist gut besucht.»

Webers Forderung ist längst aufgenommen worden: Unzählige theaterpädagogische Angebote wurden in den letzten Jahren ins Leben gerufen, Zehntausende von Subventionsfranken, fliessen in sogenannte «Kulturvermittlungs-Programme».

Linke mit Offroader

Wo bleibt in Zürich die Opposition? Zu den bekanntesten Widerständlern gehört SVP-Nationalrat Alfred Heer. Er ist im Zürcher Kreis 4 aufgewachsen, dem berühmten Langstrassenquartier. Auf das Thema «linkes Zürich» angesprochen, stellt er sofort klar: «Ich hatte immer ein gutes Verhältnis zu den Linken.» Die Stadt habe sich seit seiner Jugend stark verändert. «Zürich ist ein Magnet für Leute aus der ganzen Schweiz, die hier ihre linken Ideen umsetzen möchten. Meine Jugendfreunde hingegen sind fast alle weggezogen.» Vielleicht ist es ein Zufall, doch alle anderen



«Zweifellos zu wenig links»: Stadtratskandidaten Wolff (Alternative Liste, l.), Camin (FDP).

für diesen Artikel befragten Persönlichkeiten sind tatsächlich Zuzüger: Min Li Marti aus Olten, Bastien Girod aus Biel und Barbara Weber aus dem Toggenburg.

Bei aller Skurrilität vieler linker Aktionen: Der Stadt geht es grundsätzlich gut, die Lebensqualität ist hoch, die Bewohner sind gemäss Umfragen mehrheitlich zufrieden. Ist die rot-grüne Politik vielleicht gar nicht so übel, wie die SVP immer meint? «Auch die Linken werden von der Realpolitik eingeholt, sobald sie an der Macht sind», sagt Heer. «Vordergründig führen sie den Klassenkampf weiter und setzen sich für nebensächliche Anliegen wie eine Bibliothek für Lesben oder

Schliesslich ist allen klar, dass das Modell nur dann funktioniert, wenn reichlich Geld fliesst.

einen Velostreifen ein, im Hintergrund pflegen sie aber die Milchkuh, die das alles erst ermöglicht. Die Welt zu verändern, getrauen sie sich zum Glück doch nicht.» Die grössten Missstände sieht er in der Verkehrspolitik und der riesigen Verwaltung. «All die Leute, die noch nie in der Privatwirtschaft gearbeitet haben, können nicht erahnen, wie wichtig die Erreichbarkeit für das Gewerbe ist. Deshalb fällt es ihnen nicht schwer, den Privatverkehr zu schikanieren.»

Mit anderen Worten: Die linke Modell-Stadt Zürich zeichnet sich dadurch aus, dass man dem Kapitalismus gegen aussen mit Argwohn begegnet, ihn als Steuergenerator trotzdem gerne gewähren lässt. Schliesslich ist allen klar, dass das Modell nur dann funktioniert, wenn reichlich Geld fliesst.

Dazu passt die hohe Durchlässigkeit des Systems: Es gibt Grossverdiener mit einem Offroader in der Garage, die links wählen, dafür wechseln Linke wie alt Bundesrat Moritz Leuenberger oder alt Stadtpräsident Josef Estermann in den Verwaltungsrat eines Baukonzerns oder des Opernhauses. Man kann das verlogen nennen, in Zürich sind solche Widersprüche Teil des Lebensgefühls: auf nichts verzichten und trotzdem links sein.

«Gestaltbare Räume für Kreative»

Stadtratskandidat Richard Wolff, so sagt er zumindest, will anders sein. Die heutige rot-grüne Mehrheit im Parlament sei «zweifellos zu wenig links», sagte er in der NZZ. Nebst den üblichen linken Forderungen – bezahlbare Wohnungen, Ausbau der Kinderbetreuung, mehr «bezahlbare und gestaltbare Räume für Kreative» – will er auch die «Abhängigkeit vom Finanzplatz» verringern. Doch wer soll für das ganze «bezahlbare», sprich: subventionierte Angebot aufkommen, wenn die ertragsstarke Finanzindustrie zugunsten der «Kreativwirtschaft» zurückgefahren wird? In seinem Programm gibt er darauf keine Antwort. Es heisst dazu bloss: «Keine Steuergeschenke an Banken, Immobilien-Haie und Versicherungen».

Trotz solcher markanten Worte ist das Interesse an dem Wahlkampf bei der Bevölkerung eher bescheiden geblieben. Auch der Vorlesungssaal an der Universität blieb bei Wolffs Besuch nur spärlich besetzt. Klassenkämpferische Parolen sind in Zürich so normal, dass sie niemanden mehr aus dem Häuschen locken. Man geht wohl davon aus, dass selbst ein Wolff rasch auf den Boden der Realpolitik geholt wird, sollte er an die Macht gelangen. ○

Wetterschmöcker vom Glarnerland

Die Banken sollen Steuerdaten direkt an den Staat überweisen: Das fordert jetzt auch BDP-Präsident Martin Landolt, der noch bis vor kurzem eisern das Bankgeheimnis verteidigte. Nicht neu ist allerdings seine Fähigkeit, sich nach dem Wind zu richten. *Von Christoph Landolt*

Vor einem Jahr stand Martin Landolt noch voll hinter dem Bankgeheimnis. Im März 2012, als der Glarner Nationalrat als Nachfolger von BDP-Parteipräsident Hans Grunder vorgeschlagen wurde, wollte er das Bankgeheimnis sogar «in der Bundesverfassung verankern».

Im Mai, nach der Wahl, sagte Landolt im *St. Galler Tagblatt*, das Bankgeheimnis sei «nach wie vor sehr wichtig. Dank des Konzepts der Abgeltungssteuer können wir es retten.» Auch in der *Weltwoche* lobte Landolt die Abgeltungssteuer: Sie sei das bessere Konzept als der automatische Informationsaustausch. «Wichtig ist, dass die Schweizer Politik gegenüber dem Ausland wieder selbstbewusst und einheitlich auftritt.»

Heute ist alles anders. Nachdem Luxemburg und Österreich die Preisgabe des Bankgeheimnisses angekündigt haben, schwenkt auch der BDP-Präsident um. In einem Interview in der *NZZ am Sonntag* fordert er, dass die Banken künftig dem Staat die Steuerdaten ihrer Kunden direkt übermitteln. Das sei, so Landolt, eine «grosse Erleichterung», da die Steuererklärung obsolet würde.

Nun ist Landolt nicht Präsident irgendeiner Kleinpartei. Der 44-jährige Glarner ist ein Vertrauter von Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf, durch deren Wahl in den Bundesrat die BDP erst entstanden ist. Und er wird von der Grossbank UBS bezahlt, bei der er als «Senior Political Advisor» angestellt ist. Die Frage stellt sich deshalb: Spricht Landolt für EWS oder die UBS? Oder für beide?

Martin Landolt war für die *Weltwoche* nicht zu erreichen. Gegenüber der *NZZ am Sonntag* sagte er, der Vorstoss sei weder mit Parteikollegin Widmer-Schlumpf noch mit seinem Arbeitgeber abgesprochen. Das mag sogar stimmen. Dass er ihren Interessen zuwiderhandelt, ist dennoch unwahrscheinlich.

Planlose Schnellschüsse sind nicht Landolts Sache. In seiner Biografie finden sich viele Richtungswechsel, die opportunistisch zum richtigen Zeitpunkt erfolgten. Landolt, so scheint es, riecht Wetterwechsel voraus.

1998 zog der damals Dreissigjährige in den Glarner Landrat ein, für die SVP und nicht, wie es seinen Neigungen entsprochen hätte, für die CVP, wo er hätte «hinten anstehen müssen» (Landolt). Angestellt war er bei der Glarner Kantonalbank (GLKB), wo er bereits die KV-Lehre gemacht hatte. Als «Segmentsleiter Finanzprodukte» fädelte Landolt hinter dem Rücken der Bankleitung einen Deal mit der Finanzgesellschaft Unifin AG ein (*Weltwoche* Nr. 12/12). Diese

durfte mit einer Kreditlimite von fünfzig Millionen Franken Intraday-Geschäfte tätigen – hochriskante Wetten auf geringste Kursschwankungen. Ein Verlust hätte die mit 55 Millionen dotierte Staatsbank in den Ruin treiben können. Der heutige Kämpfer für einen sauberen Finanzplatz wurde Anfang 1999 wegen «massiver Kompetenzüberschreitungen» fristlos entlassen.

Flexibel in der Affäre Gehrig

SVP-Ständerat This Jenny gewährte seinem arbeitslosen Parteifreund monatelang Asyl bei seiner Baufirma, bis dieser einen neuen Job als Fondsmanager fand. Das Gewitter war vorbeigezogen, doch die politische Karriere stockte. Der Weg nach Bern war verbaut, weil Ziehvater Jenny keine Anstalten machte, seinen Platz zu räumen. Als sich 2008 Teile der SVP abspalteten, gehörte Landolt zu den ersten Überläufern. Ein Jahr später zog er in den Nationalrat ein. Inhaltlich bewies er Flexibilität: Innert kürzester Zeit mauserte sich der «ehemalige Neoliberale» (Landolt) zum Mittelpolitiker, der den «starken Staat» will.

In der BDP-Parteileitung war Landolt als «Götti» für die St. Galler Sektion verantwortlich. In dieser Funktion war er erster Kontaktmann von Jürg Gehrig, einem Industriellen aus Walenstadt SG. Gehrig (auch er Mitglied der SVP) bot 350 000 Franken, wenn er für die

National- und Ständeratswahlen nominiert werde. Landolt setzte ihn zuoberst auf die BDP-Liste. Als die *Weltwoche* enthüllte, dass gegen den Spitzenkandidaten ein Sexualstrafverfahren läuft, sah Landolt den Sturm aufziehen. Er war der Erste, der Gehrig die Facebook-Freundschaft aufkündigte.

Seit 2010 steht Landolt auf der Lohnliste der UBS. Die Bezeichnung «UBS-Lobbyist» weist der «Senior Political Advisor» weit von sich. «Umgekehrt. Ich bin der Lobbyist der Politik bei der UBS.» Wie viel die Bank sich einen fremden Lobbyisten kosten lässt, der angeblich sie von den Segnungen der Politik überzeugen will, sagt Landolt nicht. «Das wäre unschweizerisch.»

So unschweizerisch wie der gläserne Bürger, der keine Steuererklärung mehr ausfüllen muss, weil der Staat ohnehin alles weiss? «Wir haben in der Schweiz darum eine hohe Steuermoral, weil zwischen Staat und Bürger kein Misstrauen herrscht», sagt Martin Janssen, Bankenprofessor an der Universität Zürich.

Dass der BDP-Präsident dieses Vertrauen durch Kontrolle ersetzen will, lässt aus Sicht der Bürger nichts Gutes vermuten. «Herr Landolt macht gute Prognosen darüber, wohin das Finanzdepartement steuert», sagt Janssen.

Wenn der wetterföhliche Landolt umschwenkt – so ist zu befürchten –, hat dem Bankgeheimnis das Sterbeglöcklein geläutet. ○



«Das wäre unschweizerisch»: BDP-Politiker Landolt.

Gefährliche Gesten

Weil er zwei Schlägertypen den Stinkefinger zeigte, ist ein Banker brutal verprügelt worden. Jetzt kürzt ihm die Versicherung mit dem Segen des Bundesgerichts die Taggelder. Hinter dem Urteil steckt die Absicht, die Allgemeinheit zu entlasten. Indirekt legitimiert es die Gewalttäter. *Von Lucien Scherrer*

Martin Fässler* weilt derzeit in Asien in den Ferien, weit weg von der Schweiz und ihrer Justiz. Von dieser hat er, wie er über seine Anwältin Bernadette Zürcher ausrichten lässt, die «Schnauze voll». Mehr wolle er dazu nicht sagen, er versuche jetzt, einen Schlusstrich unter die Geschichte zu ziehen. Tatsächlich ist der Fall des 37-jährigen Bankers ein Lehrbeispiel dafür, wie einem unbescholtenen Bürger aus einer unüberlegten Handlung ein Strick gedreht werden kann.

Die Geschichte beginnt am Abend des 3. Juli 2010 im Zürcher Urania-Parkhaus. Fässler und seine Gattin haben das «Züri-Fäscht» besucht, kurz nach 1 Uhr steigen sie in ihren Wagen, um nach Hause zu fahren. Weil der Banker gerne ein Bier trinkt, setzt sich seine Frau ans Steuer, die damals im achten Monat schwanger ist. Zur selben Zeit schlendern Jeton Jashari*, 19, und Faton Krasniqi*, 18, durch das Parkhaus, zwei Kosovaren aus dem Aargau. Sie haben keine Eile, denn ein dritter Kollege sitzt noch im Auto, um sich die Haare zu gelen, wie den Gerichtsakten zu entnehmen ist.

Bewusstlos und blutüberströmt

Als Fässlers Gattin an den beiden vorbeifahren will, versperren sie demonstrativ den Weg und tänzeln mit einem Regenschirm auf der Strasse herum. Obwohl ihr Gatte sie dazu drängt, endlich zu hupen, bleibt die Fahrerin ruhig. Schliesslich geben die beiden langsam den Weg frei, decken das Ehepaar jedoch mit obszönen Gesten und Schimpfwörtern ein. Das provoziert bei Martin Fässler eine folgen-schwere Reaktion: Während seine Frau das Parkticket in den Automaten schiebt, lässt er das Fenster herunter und zeigt den beiden den ausgestreckten Mittelfinger, im Volksmund Stinkefinger genannt. Dann geht alles schnell. Jashari rennt zum Auto, reisst die Beifahrertüre auf und schlägt Fässler mit voller Kraft ins Gesicht. Der Banker sinkt benommen über die Mittelkonsole und versucht sein Gesicht zu schützen, doch Jashari traktiert ihn mit heftigen Faustschlägen, gegen den Kopf und auf den Rücken. Fässlers Frau versucht ihren Mann mit Händen und Armen zu schützen, bekommt dabei ebenfalls Schläge ab. Sie schreit Jashari an, er solle aufhören, sie sei schwanger.

Nun eilt auch Krasniqi herbei und schiebt seinen Kollegen zur Seite, schon glaubt die schwangere Frau, er werde helfen. Doch Krasniqi will nicht helfen, sondern selber prügeln

und schlägt heftig auf ihren Gatten ein. Als die Polizei eintrifft, liegt Martin Fässler bewusstlos und blutüberströmt im Auto. Die Schläger haben sich längst ans «Züri-Fäscht» verzogen, gefasst werden sie erst Wochen später.

Juristisch gibt der Fall zunächst wenig Rätsel auf. Jeton Jashari, laut einem Gerichtsbe-richterstatter ein «grossspuriger Typ mit um-



«Heraufbeschworen»: Bundesrichter Ursprung.

gedrehter Dächlikappe», wird am 23. August 2011 vom Bezirksgericht Zürich zu einer Freiheitsstrafe von 22 Monaten verurteilt, 12 soll er absitzen. Das Obergericht reduziert die Strafe später auf 18 Monate (8 unbedingt), weil der Schläger geltend macht, er sei alkoholisiert gewesen. Seinen Beteuerungen, dass die schwangere Frau mit quietschenden Reifen auf ihn zugerast sei, während «der Typ» (gemeint ist Martin Fässler) «Scheissjugos» gerufen habe, schenken die Gerichte jedoch keinen Glauben. Und der Verteidiger dringt mit seinem Antrag nicht durch, den Gleisbauer mit einer bedingten Strafe davonkommen zu lassen.

Denn es stellt sich heraus, dass Jashari auf dem Bahnhof Zofingen schon einmal einen Mann zusammengeschlagen hat, und während des laufenden Verfahrens wird er mit Falschgeld in einem Pub erwischt. Faton Krasniqi wartet derweil immer noch auf seinen Prozess, weil ihm im Aargau weitere Straftaten

zur Last gelegt werden. Die Folgen für Martin Fässler sind zunächst «nur» körperlicher Natur: Er trägt ein leichtes Schädel-Hirn-Trauma und einen gebrochenen Augenhöhlenboden davon, bis heute sieht er manchmal doppelt. Im August 2010, nach fünf Wochen Arbeitsunfähigkeit, ist er jedoch bereits wieder am Arbeiten. Die böse Überraschung folgt vier Monate später. Die Allianz-Versicherung teilt Fässler mit, dass sie seinen Taggeldanspruch um die Hälfte kürzen werde. Begründung: Mit seiner «Gegenprovokation» habe er seinen «Unfall» mit verursacht, weshalb das «prämienzahlende Kollektiv» nicht vollumfänglich für die Kosten aufkommen müsse.

«Das Urteil ist aus menschlicher Sicht stossend, juristisch aber absolut richtig.»

Das will Fässler nicht hinnehmen. Er ficht die Verfügung vor dem Sozialversicherungsgericht Zürich an – und dieses gibt ihm am 24. September 2012 recht. Seine Geste sei zwar «unglücklich» gewesen, heisst es in schriftlichen Entscheidung. Nach der «üblichen Lebenserfahrung» habe er jedoch nicht damit rechnen müssen, gleich bewusstlos geschlagen zu werden. «Als zu erwartende Reaktion wäre eine gleiche Geste der Täter oder allenfalls ein Schlag auf das Autodach zu erwarten gewesen.»

«Das Fehlurteil des Jahres»

Doch das Bundesgericht, Abteilung Sozialrecht, sieht das ganz anders. Am 22. März 2013 kippt es unter dem Vorsitz von Richter Rudolf Ursprung (SVP) den Entscheid des Sozialversicherungsgerichts. Mit seiner «Gegenreaktion» habe Fässler das Unheil «geradezu heraufbeschworen». Nach «heutiger Lebenserfahrung» hätte er damit rechnen müssen, dass sein Stinkefinger «einen Unfall von der Art des eingetretenen» auslösen könne. Zumal ihm kaum entgangen sein könne, dass Jashari und Krasniqi Streit gesucht hätten. Für dieses «Mitverschulden» dürfe die «Gemeinschaft der Versicherten» nicht zur Kasse gebeten werden.

Fässlers Anwältin, Bernadette Zürcher, ist über dieses Verdikt immer noch sprachlos. «Ich habe ja schon viele seltsame Urteile bekommen, aber das stellt alles in den Schatten.» Ihr Mandant werde «bestraft», während das Handeln der Gewalttäter indirekt legitimiert

werde. Über siebzig Mails hat die Anwältin nach der Bekanntgabe des Urteils erhalten, die meisten von Juristenkollegen. Einer schrieb ihr: «Das ist das Fehlurteil des Jahres.» Da das Bundesgericht seine Entscheide nicht kommentiert, kann über seine Beweggründe nur spekuliert werden. Für Bernadette Zürcher ist das Urteil ein weiterer «versicherungsfreundlicher Entscheid».

Tatsächlich verfolgt das oberste Gericht seit einigen Jahren eine restriktivere Praxis in Sachen Versicherungsleistungen, und dagegen ist grundsätzlich nichts einzuwenden. So haben die Bundesrichter 2010 einen kausalen Zusammenhang zwischen Bagatellunfällen und Schleudertraumata verneint. Ein wegweisendes Urteil, das dem Spuk der Schleudertrauma-Epidemie ein Ende bereitet, zum Wohl der «Gemeinschaft» der Versicherten (*Weltwoche* Nr. 38/12). Doch während die Rich-

desgericht sei es vermutlich darum gegangen, ein «Zeichen zu setzen», dass die Gemeinschaft der Versicherten nicht für jede «Dummheit» finanziell geradestehen müsse. Und eine solche sei der Stinkefinger zweifellos gewesen. «Bei Leuten, die derart grob pöbeln wie die beiden im Parkhaus, muss man heutzutage leider mit einem derartigen Gewaltausbruch rechnen.»

Das bedeute mitnichten, dass man diese Taten gutheisse. Aber der Gesetzgeber gehe nun mal von «vernünftig handelnden Bürgern» aus, und diese verzichteten in einer brenzligen Situation auf eine «grobe Geste» wie den Stinkefinger. Dass das Sozialversicherungsgericht anders entschieden hat, erklärt Riemer-Kafka so: «Vielleicht wollten sie dem Opfer helfen und abwarten, was das oberste Gericht dazu sagt.» Vielleicht wollen die Juristen am Sozialversicherungsgericht auch nicht

Affekt zu einer unüberlegten Geste hinreissen lässt, ist schwer nachvollziehbar. Ein Rechtsanwalt, der Bernadette Zürcher nach dem Urteil schrieb, drückt es so aus: «Wer sich nicht benimmt wie der sprichwörtliche Sonntagschüler, wird vom Bundesgericht zum Freiwild für brutale Schläger erklärt.»

Mal so, mal so

Dabei hat das Bundesgericht auch schon ganz anders entschieden. 2006, als das Thema Gewalt schon in aller Munde war, beurteilte es den Fall eines jungen Mannes, der sich ebenfalls gegen eine Leistungskürzung wehrte. Der Schweizer war von zwei Unbekannten angepöbelt worden. Als er sich ins Auto setzte, um wegzufahren, hinderten ihn die Provokateure am Wegfahren. Einer legte sich gar auf die Motorhaube, was das Bundesgericht als Beweis für ein «hohes Mass an Aggression» wertete.



Kennen Sie Ihre Hypozinsen von 2015? Wir schon.

Nutzen Sie den historischen Tiefstand der Hypothekarzinsen mit der Termin-Fix-Hypothek der Credit Suisse.

Ihre Hypothek läuft noch, aber Sie würden gerne von den aktuell niedrigen Zinsen profitieren? Fixieren Sie Ihren Hypothekzinssatz bis zu zwei Jahre vor Auszahlung einer neuen oder Verlängerung einer bestehenden Hypothek. Informieren Sie sich über unsere Termin-Fix-Hypothek, wir beraten Sie gerne. Telefon 0800 802 024.

credit-suisse.com/hypothenen

Jetzt bis zu 24 Monate
im Voraus abschliessen.

ter bei Schleudertraumata einen kausalen Zusammenhang kategorisch verneinen, schreiben sie ihn im Fall Fässler regelrecht herbei, gestützt auf die Verordnung über die Unfallversicherung. Diese sieht vor, dass Leistungen gekürzt werden können, wenn sich das Opfer a) an Raufereien und Schlägereien beteiligt, oder b), wenn es sich unnötig Gefahren aussetzt, indem es andere stark provoziert. Der Stinkefinger genügt nach Ansicht des Bundesgerichts bereits, um eine «Beteiligung» an einem Raufhandel zu bejahen. Denn eine «Beteiligung» bedinge im Versicherungsrecht keine aktive Teilnahme an einer Schlägerei. Ausschlaggebend sei einzig, dass Fässler die Gefahr einer tätlichen Auseinandersetzung hätte erkennen müssen.

«Das Urteil ist aus menschlicher Sicht stossend», sagt Gabriela Riemer-Kafka, Sozialversicherungsexpertin an der Universität Luzern, «juristisch aber absolut richtig.» Dem Bun-

akzeptieren, dass «man» wegen der Jasharis und Krasniqis dieser Welt heutzutage damit rechnen soll, aufgrund eines obszönen Handzeichens spitalreif geschlagen zu werden.

Denn genau hier liegt das Problem: Wenn ein Stinkefinger ausreicht, um geschlagen und finanziell bestraft zu werden – wo ist dann die Grenze? Müsste man nicht auch einem Islamkritiker die Leistungen kürzen, wenn er von einem durchgedrehten Fundamentalisten aufgeschlitzt wird? Und was wäre mit einer Frau, die nachts allein im Minirock durch einen Park spaziert? Müssten ihre Leistungen nicht auch gekürzt werden, wo uns die Lebenserfahrung doch lehrt, wie gefährlich das ist?

In beiden Fällen herrscht Common Sense darüber, dass die Reaktion der Täter derart übertrieben wäre, dass dem Opfer aus seiner «Provokation» kein Strick gedreht werden kann. Warum diese Nachsicht nicht auch für einen werdenden Vater gelten soll, der sich im

Tatsächlich schlugen die beiden den Mann zusammen, als er ausstieg. Obwohl die Gefahr offenbar klar in der Luft lag, lehnte das Gericht den Antrag der Versicherung ab, die Leistungen des Opfers zu kürzen: In der geschilderten Situation sei es eine «natürliche und legitime Reaktion», auszusteigen, «zumal die Aufforderung des Fahrers, von der Motorhaube zu steigen, nicht befolgt wurde». Heute würde sich der Mann wohl besser einschliessen und auf bessere Zeiten warten. Man weiss ja, was passieren kann.

Martin Fässler weiss dagegen, dass er bei allem Ärger Glück gehabt hat. Er hätte bei der Prügelei auch einen Hirnschaden davontragen können. Und dann wären ihm die Taggelder monate- oder gar jahrelang gekürzt worden, bis er eine IV-Rente erhalten hätte. Und das alles wegen eines vulgären Handzeichens.

*Name geändert

Ziel: lückenlose Überwachung

Nach Luxemburg und Österreich auch die Schweiz? Die Front gegen den automatischen Austausch von Bankdaten mit der EU bröckelt. Die einen begrüßen es, die anderen sehen darin Verrat an den Grundwerten des Landes. Was bedeutet der automatische Informationsaustausch für die Schweiz? *Von Florian Schwab*



Metapher von den «gleich langen Spiessen»: Finanzministerin Widmer-Schlumpf.

Montag, 15. April, in Wien. Einträchtig stehen sie nebeneinander: der luxemburgische Außenminister Jean Asselblom und sein österreichischer Kollege Michael Spindelegger. Ihre Botschaft anlässlich des Staatsbesuchs: Gemeinsam beenden die Länder ihren zehn Jahre währenden Widerstand gegen den automatischen Informationsaustausch (AIA). Die Schweiz wird mit klaren Worten eingeladen, diesem Beispiel zu folgen und sich vom Bankgeheimnis in Steuersachen zu verabschieden.

Ungefähr gleichzeitig defilieren am Sechsläuten UBS-CEO Sergio Ermotti und Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz Seite an Seite die Zürcher Bahnhofstrasse entlang. Reporter des Schweizer Fernsehens wollen wissen, was sie von der neuen Entwicklung halten. Vincenz hatte bereits vor einem Jahr in einem Zeitungsartikel den automatischen Informationsaustausch befürwortet.

Jetzt sagt UBS-Chef Ermotti: «Wir müssen versuchen, die Privatsphäre unserer Kunden zu schützen und gleichzeitig den neuen Entwicklungen Rechnung zu tragen.» Die «Tagesschau» sieht darin den Abschied der Finanzwelt vom Bankgeheimnis. Auf Nachfrage stellt ein UBS-Sprecher klar, Sergio Ermotti habe das Bankgeheimnis nicht in Frage gestellt. Die Entscheidung darüber obliege der Politik.

Bern ist bereit

Und auch dort rumort es: Am vergangenen Wochenende ging Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) in die Interview-Offensive. Sie verbreitete nicht etwa Durchhalteparolen für das Bankgeheimnis, sondern spurte einen Schweizer Kurswechsel vor: «Ich habe nie gesagt, dass der automatische Informationsaustausch für die Schweiz nicht in die weiteren Überlegungen einbezogen würde.»

Seit bereits zehn Jahren tauschen die EU-Staaten untereinander Bankdaten aus – mit Ausnahme von Österreich und Luxemburg. Diese praktizierten bis anhin das Quellensteuer-Modell, das auch Vorbild für das bestehende Zinsbesteuerungsabkommen zwischen der Schweiz und der EU war. Dieses ist Teil der bilateralen Verträge. Seit 2006 erhebt die Schweiz eine anonyme Quellensteuer (ähnlich der schweizerischen Verrechnungssteuer) auf die Zinserträge ausländischer Bankguthaben und liefert namenloses Geld an die einzelnen EU-Staaten. Insgesamt rund zwei Milliarden Euro – mehr als Österreich und Luxemburg zusammen. Die EU verlangt, dass die Schweiz stattdessen, wie die Mehrheit der EU-Länder, jedes Jahr bestimmte Informationen austauscht.

In der betreffenden EU-Richtlinie ist genau aufgezählt, welche Daten ausländischer Bank-

«Jeder Wunsch, sobald erfüllt,
kriegt augenblicklich Junge»
(Wilhelm Busch).

kunden an deren Wohnsitzland geliefert werden: Namen und Adresse des Steuerpflichtigen, dessen Geburtsdatum und Geburtsort, seine Bankkonto-Nummer und die darauf eingegangenen Vermögenserträge, wie beispielsweise Zinszahlungen auf das Sparkonto oder Coupons von bestimmten Obligationen.

Würde die Schweiz auf die Forderungen der EU eingehen, müsste die Eidgenössische Steuerverwaltung (EStV) von den Banken diese Informationen über Kunden mit Wohnsitz in der EU einholen. Die EStV müsste sie, nach Ländern sortiert, in einem von der EU entwickelten, standardisierten Datenformat über das EU-interne, verschlüsselte Datennetz CCN/CSI an die Steuerbehörden der EU-Staaten schicken (siehe Grafik auf der rechten Seite). Das wäre technisch ein kleiner Schritt, denn der Bund ist bereits jetzt an dieses System angeschlossen und tauscht darüber täglich 190 000 Zollanmeldungen aus.

Über den AIA wird jetzt intensiv diskutiert. Für Kontroversen sorgt der befürchtete Bruch des Bankgeheimnisses. Wenn die Schweiz beim AIA mitmacht, ist es mit der Anonymität gegenüber ausländischen Steuerbehörden vorbei. Von linker Seite wird dies schon lange gefordert. Auch in der Schweizer Politik und Finanzwelt schlägt die Stunde der Pragmatiker. In letzter Zeit konnte man immer wieder die

verschiedensten Gründe hören, warum der Verlust des Bankgeheimnisses in diesem Fall nicht so gravierend sein soll.

Schmerzhafter Abschied

Zum einen könne sich die Schweiz dem AIA gar nicht entziehen, weil sie von der EU wirtschaftlich abhängig sei. Das sagte Eric Sarasin, Geschäftsleitungsmitglied der nach Brasilien verkauften Bank Sarasin und Präsident der Handelskammer Schweiz-Deutschland, der «Tagesschau»: Der Abschied vom Bankgeheimnis werde «schwierig und schmerzhaft», doch «es führt kein Weg daran vorbei». Wenn die EU wolle, dann könne sie Druck aufsetzen. Damit sei jetzt zu rechnen.

Zudem wurde in der Finanzpresse beschwichtigt, der Informationsaustausch innerhalb der EU funktioniere noch gar nicht richtig. Der Datenberg sei für die Steuerbehörden kaum zu bewältigen. Oftmals seien die Daten nicht zweifelsfrei einem bestimmten Steuerpflichtigen zuzuordnen. Die österreichische Finanzministerin Maria Fekter sprach von einem «Datenfriedhof». Mit einer schlaumeierischen Umsetzung des AIA könnte dessen Wirkung somit abgeschwächt werden.

Selbst an die ausländischen Bankkunden mit un versteuerten Geldern auf Schweizer Konten wird gedacht: Es gebe viele Finanzprodukte, deren Erträge nicht unter die EU-Richtlinie zur Zinsbesteuerung fallen. Mit solchen Papieren könne man weiterhin die Einkommenssteuer auf Zinserträge vermeiden.

Auf bürgerlicher Seite wird hart für das Bankgeheimnis gekämpft. SVP-Nationalrat Hans Kaufmann sagt immer wieder, dass die Privatsphäre der Bankkunden geschützt werden müsse. In der *Sonntagszeitung* bezeichnete SVP-Nationalrat und Bankier Thomas Matter den Informationsaustausch vor einigen Monaten als «Verrat an unseren Grundwerten».

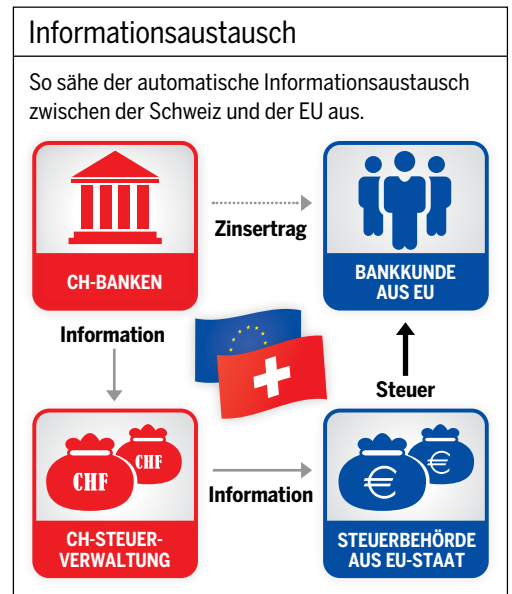
Was ist von der Diskussion zu halten? Die NZZ schrieb einmal, der automatische Informationsaustausch habe in der Schweiz zu einem «ideologischen Schlagwort» mutiert, und dessen Umsetzung wäre «kein Untergang des Abendlandes». Sind nur noch sture Ideologen gegen den AIA?

So einfach ist es nicht. Im Zuge der Aufweicung des Bankgeheimnisses durch den AIA gerät es auch im Inland unter Druck. Obwohl es in der Debatte um den AIA eigentlich nur um ausländische Kunden von Schweizer Banken geht, lancierte BDP-Präsident Martin Landolt in Abkehr von früheren Äusserungen plötzlich den Vorschlag, dass die Banken auch automatisch Daten an den Staat liefern sollten, welche die Bankkonten von Personen im Inland betreffen (siehe Seite 33). Ein Vorschlag, den der Solothurner Finanzdirektor Christian Wanner schon seit geraumer Zeit äussert.

Die meisten Politiker und Experten sprechen sich zwar dafür aus, das Bankgeheimnis im

Inland auch mit dem AIA weiter zu erhalten. Der politische Berater eines Wirtschaftsdachverbands findet solche Hoffnungen allerdings «naiv und gefährlich». Wie die Äusserungen von kantonalen Finanzdirektoren und Widmer-Schlumpfs Metapher von den «gleich langen Spiessen» zeigten, hätte diese Ungleichbehandlung mit den Kollegen aus EU-Staaten nicht lange Bestand. Die rote Linie würde bedrohlich verschoben. Auf jeden Fall erhalte die Eidgenössische Steuerverwaltung von ihren EU-Kollegen Informationen über die Zinserträge, die auf EU-Konten von Schweizer Steuerpflichtigen fliessen.

Gefährlich ist das Argument, die derzeit innerhalb der EU ausgetauschten Daten seien für die Steuerbehörden oft von geringem Wert. Das mag zurzeit stimmen, es bedeutet aber nicht, dass dies auch in Zukunft so bleibt. Jürg Birri, der bei KPMG die Rechtsberatung in der Deutschschweiz leitet, rechnet damit, dass die EU in Zukunft weiter daran arbeitet,



QUELLE: EU-KOMMISSION

Ein kleiner Schritt: Zirkulation der Daten.

die Datenqualität zu verbessern und einen einheitlichen internationalen Standard für Informationen zu entwickeln.

Da auch die Namen der Kontoinhaber geliefert würden, hält er die Einführung des AIA mit der EU überhaupt nur für möglich, wenn alle bestehenden Bankguthaben legalisiert sind, beispielsweise durch eine pauschale Einmalabgabe, wie sie in den Steuerabkommen mit Grossbritannien und Österreich vorgesehen ist. Ansonsten würde die Schweiz Bankkunden aufgrund ihrer Vergangenheit direkt ans Messer liefern.

Das Grundproblem ist aber, dass die Forderungen der EU zum Zinsbesteuerungsabkommen nur ein kleiner Ausschnitt eines grösseren Feldzugs gegen alle Formen von Steuerwettbewerb sind.

Bekanntlich fordert die EU auch bei der Konzernbesteuerung Konzessionen. Gleich-

zeitig läuft bei der OECD ein Projekt gegen die «Erosion des Steuersubstrats durch Gewinnverlagerungen ins Ausland». Zudem ist die Schweiz mit der Realisierung des Fatca-Abkommens drauf und dran, ihre Banken zu verpflichten, der amerikanischen Steuerbehörde IRS automatisch die Vermögenswerte ihrer US-Kunden mitzuteilen. Sowohl die USA als auch die EU wirken darauf hin, dass eine Art von automatischem Informationsaustausch zum OECD-Standard wird. Auch die G-20 nehmen sich des Themas an.

Weniger bekannt ist hiezulande, dass die EU intern schon die nächsten Schritte vorwegnimmt, obwohl die alte Richtlinie immer noch nicht richtig umgesetzt ist. Am 1. Januar 2014 tritt eine neue Richtlinie in Kraft, welche den AIA nicht mehr nur zu Zwecken der Zinsbesteuerung einsetzen will, sondern ihn auf fünf weitere «Arten von Einkünften und Vermögen» ausdehnt, nämlich «Vergütungen aus unselbständiger Arbeit, Aufsichtsrats- oder Verwaltungsratsvergütungen» sowie Lebensversicherungsprodukte, Pensionen und «Eigentum an unbeweglichem Vermögen und Einkünfte daraus». Zu Deutsch: Angaben über den Immobilienbesitz und Einnahmen daraus werden ebenfalls automatisch mitgeteilt.

«Spontaner» Informationsaustausch

Weiter verankert die neue EU-Direktive neben diesem automatischem Informationsaustausch auch den «spontanen Informationsaustausch». Dieser verpflichtet die EU-Steuerbehörden, von sich aus «nicht systematisch» Informationen zu übermitteln, wenn «Gründe für die Vermutung einer Steuerverkürzung in dem anderen Mitgliedsstaat» sprechen. Damit sind dem Schnüffelstaat Tür und Tor geöffnet. Unabhängig von allen praktischen Schwierigkeiten bei dieser Direktive: Sie hat eine lückenlose, geografisch weitverzweigte finanzielle Überwachung der Bürger zum Ziel. In diesem AIA würden so gut wie alle finanziellen Daten einer Person europaweit zusammengetragen.

Stimmt die Schweiz dem gegenwärtig in der EU stattfindenden, auf die Zinsbesteuerung beschränkten AIA zu, dann wird es nicht lange dauern, bis ihre Beteiligung an dem neuen, viel engmaschigeren Netz eingefordert wird. 2002 hoffte der damalige Finanzminister Kaspar Villiger (FDP), mit dem milliardenschweren Zinsbesteuerungsabkommen sei das Bankgeheimnis nun auf Jahrzehnte gesichert. In der kurzen Zwischenzeit hat sich dagegen die Gültigkeit der Wilhelm-Busch-Weisheit erwiesen: «Jeder Wunsch, sobald erfüllt, kriegt augenblicklich Junge.»

Dieser grössere Zusammenhang wird in der politischen Debatte kaum beleuchtet. Pragmatisch betrachtet, ist für die Schweiz ein Entgegenkommen beim jetzigen AIA wohl verkraftbar. Doch wer in jeder Schlacht aufgibt, verliert am Ende auch den Krieg. ○

Strassburger Justiztheater

Was sich am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte abspielt, ist absurd: Killer, Koksdealer und andere Kriminelle verklagen den Schweizer Rechtsstaat. Trotzdem will das Bundesgericht die Strassburger Urteile über unser Landesrecht stellen – um unliebsame Volksinitiativen auszuschalten. *Von Peter Keller*



Ausser Drogenhandel keine Straftaten: europäische Richter in Strassburg.

Herr Pesukic sitzt momentan in der Justizvollzugsanstalt Pöschwies, Regensdorf, ein. Der 1974 geborene Mann mit Migrationshintergrund wurde 2004 wegen vorsätzlicher Tötung plus verschiedener Drogendelikte schuldig gesprochen. Das Urteil: vierzehn Jahre und neun Monate Gefängnis.

Laut Richterspruch hatte Srđan Pesukic am 15. Oktober 2001 kurz nach Mitternacht N. B. mit einem gezielten Nackenschuss getötet. Eine Abrechnung im Drogenmilieu. Beobachtet wurde die Tat von X, ebenfalls aus Ex-Jugoslawien stammend. Eine Leiche sei genug, befand das Zürcher Geschworenengericht und stellte die Sicherheit des Zeugen über die Wünsche der Verteidigung, die nach detaillierten Informationen zur Person X verlangte. Der Zeuge durfte während des ganzen Prozesses anonym aussagen. Herr Pesukic und seine Anwälte mochten die Vorgehensweise der Zür-

cher Justiz nicht akzeptieren – und wohin wendet sich ein in der Schweiz verurteilter Killer, der sich ungerecht behandelt fühlt? Er geht an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg. Das international besetzte Gremium wacht über die Einhaltung der Konvention zum Schutze der Menschenrechte und Grundfreiheiten (EMRK).

Fahrerflucht, Prügelei, Morddrohungen

Wichtigstes und oberstes Grundrecht ist unter Artikel 2 zu finden: «Das Recht jedes Menschen auf Leben wird gesetzlich geschützt.» Für den mit einem Nackenschuss hingerichteten N. B. kam dieser Schutz zu spät – und sein verurteilter Mörder, Herr Pesukic, interessiert sich offenbar erst für Artikel 6 der EMRK, in dem es um das Recht auf ein faires Gerichtsverfahren geht. Dieses sei hier nicht gewährleistet

gewesen, da seine Verurteilung zu einem wesentlichen Teil auf den Aussagen eines anonymen Zeugen beruht habe.

Das Eidgenössische Justizdepartement veröffentlicht quartalsweise ausgewählte Urteile und Entscheide des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte – doch selbst diese vorgängig filtrierte Zusammenstellung macht eines deutlich: Die 1950 mit hehren Absichten beschlossene Menschenrechtskonvention ist im Alltag ein absurdes Justiztheater. Das zeigen allein die vier zwischen Oktober und Dezember 2012 gegen die Schweiz ergangenen Urteile.

Neben dem verurteilten Drogenkriminellen und Gewalttäter Petrusic gelangte auch der 1983 im heutigen Kosovo geborene Isak Shala an den EGMR. Sein Werdegang hat es ebenfalls in sich: Dank Familiennachzug kam Shala siebenjährig in die Schweiz, besuchte

hier alle Schulen und machte die Ausbildung zum Schlosser. Im Februar 2003 trat der Kosovare erstmals vor einem Schweizer Gericht in Erscheinung. Er hatte einen Fussgänger auf dem Zebrastreifen angefahren und verletzt und anschliessend Fahrerflucht begangen. Bereits ein halbes Jahr später wurde Shala erneut verurteilt wegen schwerer Verletzung der Strassenverkehrsgesetze. Das Ausländeramt des Kantons Schaffhausens erteilte ihm einen Verweis.

Im Jahr darauf holte sich Shala seine zweite gelbe Karte. Wegen einer Prügelei kassierte er am 23. Juli 2004 eine Gefängnisstrafe auf Bewährung. Im September 2007 taucht der Kosovare wieder vor Gericht auf. Dieses Mal geht es um mehrfache Morddrohung. Isak Shala hatte offenbar schwer an der Trennung von seiner Ex-Freundin zu tragen und kündigte ihr in der Folge schriftlich und mündlich an, sie wahlweise unter den Zug zu werfen, vor ihrer Familie niederzustrecken oder dafür zu sorgen, dass sie sich mit dem Aids-Virus anstecke.

«In seiner Lebensplanung gehindert»

Shalas Liebeskummer war zwar heftig, aber offensichtlich nicht sehr andauernd: Noch im gleichen Monat heiratete der Beschwerdeführer in seiner Heimat eine Kosovarin und beantragte im November 2007 einen Familiennachzug in die Schweiz. Das Schaffhauser Ausländeramt verfügte jedoch seine Abschiebung und eine Einreisesperre von zehn Jahren. Shalas Rekurs wurde erst vom Schaffhauser Regierungsrat und dann vom Kantonsgericht abgewiesen. Auch das Bundesgericht bestätigte die kantonalen Verfügungen.

Für Isak Shala kein Grund aufzugeben. Auch wenn er sich von der Schweiz und ihren Justizorganen unfair behandelt fühlt, ist ihm kein Weg zu weit, sich ein Aufenthaltsrecht zu erstreiten. Also auf nach Strassburg zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte! Sein juristischer Begleiter ist Anwalt und SP-Mitglied Bernhard Jüsi mit Spezialgebiet Asyl- und Ausländerrecht. Offenbar der perfekte Partner für einen Mann wie Shala. Das Duo verweist auf Artikel 8 der EMRK («Recht auf Achtung des Privat- und Familienlebens») und macht vor dem Gerichtshof geltend, die Wegweisung sei «unverhältnismässig», namentlich «aufgrund der fehlenden Möglichkeit, sich im Kosovo beruflich zu integrieren». Die Richter lehnen die Beschwerde ab, allerdings mit einem Zufallsergebnis von vier gegen drei Stimmen.

Wie jeweils üblich, begründet die Minderheit ihre Gegenmeinung und kritisiert darin die Schweizer Abschiebep Praxis. Schliesslich habe der Beschwerdeführer die längste Zeit mit seinen Eltern und Geschwistern zusammengewohnt und im Jahr 2007 einen Monatslohn von 3500 Franken verdient. Die unterle-

genen Richter zeigen sich «erstaunt», dass das Bundesgericht diese Aspekte «ignoriert» habe. Ausserdem habe Shala in der Schweiz eine Familie gründen wollen und sei nun durch die allzu harte Rechtsprechung in «seiner Lebensplanung gehindert» worden.

Nachbarschaftszwist

Mit richterlichem Verständnis durfte nicht nur der rücksichtslose Autofahrer, Schläger und Morddrohungen austeilende Isak Shala rechnen, auch die dritte Beschwerde fand bei zwei beteiligten Richtern Unterstützung. Es handelt sich um Christine Kissiwa Koffi, 1980 in der Elfenbeinküste geboren, die 1999 einen Schweizer Staatsangehörigen (ebenfalls ivorischer Herkunft) heiratete. Im Mai 2001 siedelt Kissiwa Koffi in die Schweiz über und lässt dafür ihr vierjähriges Kind aus erster Ehe bei Freunden zurück. Am 2. Oktober 2003 hält die Zürcher Flughafenpolizei die Frau in Kloten fest und stellt in ihrem Gebäck 2,5 Kilogramm Kokain sicher.

Während Kissiwa Koffi ihre Gefängnisstrafe (33 Monate, vorzeitige Entlassung nach Verbüsung von zwei Dritteln) absitzt, verweigert das Zürcher Migrationsamt die Verlängerung der Aufenthaltsbewilligung – worauf die Koksschmugglerin den schweizerischen Rekurszirkus nach Möglichkeiten

Die Beschwerden haben inflationär zugenommen, und es zeichnet sich eine unheilvolle Tendenz ab.

ausschöpft bis vor Bundesgericht. Dazwischen bekommt sie mit ihrem Ehemann einen Sohn. Mutter und Kind werden trotzdem im November 2007 in die Elfenbeinküste abgeschoben. Kurz darauf holt ihr Mann den Sohn «aus medizinischen Gründen» in die Schweiz. Nun will Kissiwa Koffi mit Hilfe des Strassburger Gerichts die Einreisesperre aufheben lassen: Schliesslich verletze die Wegweisung ihr Recht auf Familienleben (Artikel 8).

Ein Killer, eine Kokainhändlerin und ein dritter Krimineller gehen nach Strassburg, um den Schweizer Rechtsstaat zu beklagen. Der vierte Beschwerdeführer ist immerhin Schweizer ohne Migrationshintergrund: ein Bündner Anwalt und Immobilienbesitzer, der sich gegen das Bauprojekt auf seiner Nachbarschafts parzelle wehrt. Irgendwie herzig. Trotzdem stellt sich auch hier die Frage, ob für solche Nachbarschaftszwiste ein europäischer Gerichtshof geschaffen werden musste.

Die vier Fälle sind repräsentativ. Das zeigt eine Durchsicht der seit 2000 protokollierten Urteile. Unter den Beschwerdeführern waren elf ausgeschaffte beziehungsweise abgewiesene Asylbewerber, drei Mehrfachkriminelle, eine Drogendealerin, ein verurteilter

Vergewaltiger, ein Killer, ein abgewiesener Asylnomade, dem nicht weniger als vierzehn verschiedene Identitäten nachgewiesen wurden, und das Mouvement raëlien suisse (eine obskure Sekte, die das Klonen von Menschen propagiert und in ihren Schriften sexuelle Übergriffe auf Kinder begünstigt). Dann wäre noch Beschwerdeführer Rhino zu nennen, ein Verein zum Zweck illegaler Hausbesetzungen, den die Genfer Behörden aufgelöst hatten – der Europäische Gerichtshof sah darin eine Verletzung von EMRK-Artikel 11, «Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit».

Geschlechtsumwandlung mit 67 Jahren

Erging anfänglich bloss alle paar Jahre ein Urteil gegen die Schweiz, hauptsächlich wegen Verfahrensfragen wie Unabhängigkeit eines Haftrichters, Unschuldsvermutung, Verfahrensdauer und so fort, haben die Beschwerden seither inflationär zugenommen – und es zeichnet sich eine unheilvolle Tendenz ab: Verschiedene Urteile sägen an der Souveränität der Schweizer Rechtsprechung und Gesetzgebung.

Beispielhaft ist der Fall des transsexuellen Max Schlumpf, der sich mit 67 Jahren einer Geschlechtsumwandlung unterzog und die Kosten beim Krankenversicherer einforderte, obschon er die vorgeschriebene zweijährige medizinische Abklärungsfrist unterließ. Der EGMR gab der inzwischen zur Beschwerdeführerin operierten Nadine Schlumpf recht (mit fünf zu zwei Stimmen). Man habe der «besonderen Situation» der Rentnerin zu wenig Rechnung getragen.

Zudem gibt es innenpolitische Bestrebungen, mit dem Verweis auf die europäische Rechtsprechung unliebsame Volksinitiativen im Keim zu ersticken: Das war bei der Verwahrungsinitiative so und beim Minarett-Verbot. Auch mit Blick auf die Umsetzung der Ausschaffungsinitiative wird auf die EMRK verwiesen. So hiess das Bundesgericht kürzlich den Rekurs eines 25-jährigen Mazedoniers gut, der gegen seine Ausschaffung klagte. Begründung: Der Mann lebe seit seinem siebten Lebensjahr in der Schweiz und habe abgesehen vom Drogenhandel keine anderen Straftaten begangen ...

Das Urteil ist ein Fingerzeig an die SVP mit ihrem Ausschaffungsautomatismus, den sie für kriminelle Ausländer vorsieht. Das Gericht werde der Initiative nur «insoweit Rechnung tragen, als dies zu keinem Widerspruch zu übergeordnetem Recht» führe. Mit anderen Worten: Die höchste Schweizer Instanz unterstellt sich dem Europäischen Gerichtshof. So wird dem millionenteuren Strassburger Justiztheater der Nachschub sicherlich nicht ausgehen: Killer, Kokain-schmugglerinnen und andere Kriminelle werden sich freuen. ○

Schwanger oder Geld zurück

Mit einem einzigartigen Discount-Angebot wirbt eine kalifornische Fruchtbarkeitsklinik um Kundinnen: Bei erfolgloser Behandlung würden die Behandlungskosten zurückerstattet. Der «Embryonen-Ausverkauf» sorgt in den USA für heftige Kontroversen. *Von Beatrice Schlag*

Dr. Ernest Zeringue, Facharzt für In-vitro-Befruchtungen im kalifornischen Davis bei Sacramento, fahndete nach einem unschlagbaren Sonderangebot. Denn Arztpraxen für künstliche Befruchtung haben Zulauf, nicht nur in den USA. Der Markt für Nachwuchs um jeden Preis boomt, der Konkurrenzkampf unter den immer zahlreicheren Kliniken ist erbittert. Zeringues Klinik hatte sich bisher wenig von anderen unterschieden. Sie offerierte vor allem IV-Befruchtungen mit Samen des Mannes, der Vater zu werden hoffte, oder mit anonymen Spendersamen, ausserdem die in den USA erlaubte Einpflanzung von Spender-Eizellen sowie, falls gewünscht, eine Geschlechtsbestimmung des Embryos vor der Einpflanzung, in den USA ebenfalls legal.

Die Beobachtung, dass der Kinderwunsch vieler Paare nach mehreren vergeblichen IV-Befruchtungsversuchen an den hohen Kosten für die Behandlungen scheitern, brachte Zeringue auf eine bisher einzigartige Idee: Für den sensationellen Tiefpreis von rund 12 000 Franken bietet er Frauen bis zu einem Höchstalter von 55 Jahren eine dreimalige Einpflanzung von IV-befruchteten Eizellen innerhalb eines Jahres an. Ist die Patientin auch nach dem dritten Versuch nicht schwanger, erhält sie ihr Geld zurück. In vielen US-Kliniken beträgt der Preis für einen einzigen Versuch fast das Doppelte und wird auch bei Erfolglosigkeit nicht zurückerstattet oder reduziert. Die Krankenkassen beteiligen sich meist nur in geringem Ausmass an den Kosten.

Zur Hälfte Zwillinge

Dass Zeringues Davis Fertility Center die Tarife der Konkurrenz so massiv unterbietet und Erfolgsgarantie oder Gratisbehandlung gewähren kann, hat einen einfachen Grund: Davis' Laborkosten machen nur einen Bruchteil dessen aus, was andere Kliniken dafür aufwenden. Die meisten Patientinnen lassen eigene Eizellen in vitro mit Samen des Partners oder eines Spenders befruchten. Danach werden ihnen ein oder zwei der Eizellen eingepflanzt. Die restlichen der befruchteten Eizellen gehören den Patientinnen und können auf Wunsch – und gegen Aufgeld – von der Klinik für späteren Nachwuchs oder weitere Versuche gelagert werden. Mehr als eine halbe Million Embryonen, die nach einer In-vitro-Fertilisation überzählig waren, sind allein in den USA tiefgekühlt. Nur wenige hundert davon werden von den Besitzern jährlich als Spenden abgegeben.



Kundinnen verlangen nach Garantieverfahren.

Dr. Zeringue Garantie-Angebot gilt nur für Embryonen, die mit ihren künftigen Eltern genetisch nicht verwandt sind. Eizellen und Samen stammen von jeweils einer Spenderin und einem Spender, die von der Klinik bezahlt werden. Durchschnittlich ein Dutzend Eizellen werden in einem einzigen Laborgang befruchtet und danach verschiedenen Patientinnen eingepflanzt. Künftige Eltern, die sich für diese Option entscheiden, werden informiert, dass ihr Baby vermutlich Geschwister mit teilweise identischem Erbgut besitzt oder besitzen wird, die in anderen Familien aufwachsen. Fast 200 Patientinnen, sagt Ernest Zeringue, hätten bisher von dem Angebot Gebrauch gemacht: 95 Prozent der behandelten Frauen seien inzwischen Mütter, die Hälfte von ihnen hätten Zwillinge geboren. Zwar bietet das Davis Fertility Center nach wie vor auch traditionelle In-vitro-Befruchtung an. Aber die Mehrzahl der neuen Kundinnen verlangt nach dem Garantieverfahren.

Erfolgsquote 95 Prozent

Für seine Patientinnen, sagt Dr. Zeringue, sei seine Methode in der Regel die letzte Hoffnung auf eine Schwangerschaft. Die meisten haben bereits mehrere vergebliche Versuche künstlicher Befruchtung mit eigenen Eizellen und Samen des Partners hinter sich und können oder wollen keine kostspieligen Versuche mehr riskieren.

Wie die 39-jährige Natosha Dukart und ihr Ehemann Brad, die für acht Versuche mit traditioneller In-vitro-Befruchtung bereits über 100 000 Dollar ausgegeben hatten. Ob das Problem bei Natosha oder Brad lag, hatten die Ärzte nicht mit Eindeutigkeit feststellen können. Das Ehepaar dachte bereits seit längerem über Adoption nach, als Natosha im Internet vom Angebot des Davis Fertility Center erfuhr. «Das Warten auf ein gesundes Kind, dass zur Adoption freigegeben wird, kann Jahre dauern und weitaus teurer sein als der Preis, den die Klinik verlangt», sagte Natosha der *Los Angeles Times*, «und da wir, wenn es nicht klappte, kein finanzielles Risiko eingingen, mussten wir nicht lange überlegen.» Sie sandte wie verlangt zwei Fotos von sich und ihrem Mann an die Klinik und schrieb, sie wünschten sich ein weisses Kind. Im vergangenen Oktober wurde Natosha Mutter eines Mädchens.

Kinder nach Massgabe der elterlichen Vorstellungen sind nicht das Ziel der Klinik. «Wir versuchen, Ihren Wünschen nach Möglichkeit entgegenzukommen, aber unser oberstes Ziel ist eine erfolgreiche Schwangerschaft», steht im Standard-E-Mail, das die Klinik an Kundinnen verschickt, die sich für das Angebot beworben haben. Ebenfalls nicht interessiert ist Klinikchef Zeringue an einem grossen Vorrat tiefgekühlter Embryonen: «Wir wollen hier keine Bank anlegen.» Bevor die Klinik die Eizellen einer Spenderin und das Spermium eines Spenders erwirbt, schickt sie ein detailliertes Profil mit Grösse,

Hautfarbe und Ausbildung der beiden an mögliche Empfängerinnen. Erst wenn mehrere verbindliche Zusagen eintreffen, werden die Befruchtungen im Labor vorgenommen. «Mehr als zehn Embryonen», sagt Dr. Zeringue, «haben wir hier selten eingelagert.»

Als Amy Hobgood aus Davis die Mitteilung erhielt, die Klinik habe gegenwärtig noch Embryonen aus einer IVF vorrätig, deren Spender beide junge Studenten seien, sagte sie sofort zu. Acht Jahre lang hatten sie und ihr Mann vergeblich auf eine Schwangerschaft gewartet. Wie bei vielen Paaren hatte der Stress der Kinderlosigkeit zu Spannungen und schliesslich zur Scheidung geführt. Vor vierzehn Monaten wurde Hobgood Mutter von Zwillingen und ist inzwischen wieder mit ihrem Ex-Mann zusammen. «Kinderlose Paare haben keine Ahnung, wie viel Freude durch die heutige Technologie ermöglicht wird», sagt die heute 42-Jährige.

Die Kontroversen über die Praktiken der Davis Fertility Center reichen vom Vorwurf des Embryonen-Ausverkaufs bis zum Applaus über eine erschwingliche Alternative zur herkömmlichen In-vitro-Befruchtung. «Solange die Leute wissen, worauf sie sich einlassen, kann ich darin nichts Falsches sehen», sagt Dr. James Grifo, Leiter des Fertility Center der New York University. «Ich bin über den Gedanken absolut entsetzt», sagt dagegen der kalifornische Anwalt Andrew Vorzimer über die Tatsache, dass nicht mehr die künftigen Eltern, sondern eine Firma die Kontrolle über Embryonen hat. «Das bedeutet nichts anderes, als dass Kinder zur Ware gemacht werden.»

Befruchtungstourismus

Wer sich über amerikanische Discount-Embryonenaufregt, sollte bedenken, dass das gleiche Verfahren, nur meist teurer, seit Jahren auch in europäischen Ländern wie Spanien, Frankreich, Grossbritannien oder den Niederlanden zulässig ist. Dass die Spende von Eizellen unter anderem in der Schweiz, Deutschland, Österreich und Italien verboten ist, hat sie nicht unterbunden, sondern zum Phänomen des Befruchtungstourismus geführt. Wem das Geschlecht des künftigen Kindes so wichtig ist, dass er oder sie bereit ist, rund 20 000 Dollar dafür zu bezahlen, dass es garantiert ein Bub oder ein Mädchen wird, fährt in die USA, um das legal und risikolos abzuklären. Das mag absurd erscheinen. Aber es ist deutlich weniger erschreckend als die Berechnungen des renommierten amerikanischen Demografen Nicholas Eberstadt. Nach vorsichtigen Schätzungen, sagte Eberstadt im Interview mit der *Weltwoche*, betrage die Anzahl der seit Verfügbarkeit des Ultraschalls vor allem in Asien abgetriebenen weiblichen Föten mindestens dreissig Millionen. Die Ware Kind war längst erfunden, als Ernest Zeringue seine Klinik eröffnete. ○

iPhone-App komplett überarbeitet.



Neu: mit
Download!



Die komplett neue App fürs iPhone. Als Abonnent/-in lesen Sie die *Weltwoche* bequem auch unterwegs. Neu: mit Autorensuche. Jetzt im App-Store für nur Fr. 5.– (einmaliger Download).

DIE WELTWOCHEN
80 JAHRE QUALITÄT

Die Weltwoche jetzt auf ihrem Tablet

Mit der iKiosk-App können Sie die Weltwoche bequem in der Heftdarstellung lesen. Jede der letzten 10 Ausgaben kann einzeln gekauft werden. Abonnenten registrieren sich mit der Kundennummer. Erkunden Sie die vielen Extras wie das Verschicken von einzelnen Seiten per E-Mail. Alle Dienstleistungen der App sind im Abonnement inbegriffen.



Und so funktioniert's:

1. Kostenlose App im App-Store herunterladen
2. Weltwoche wählen
3. Kundennummer im Feld «Printabo» eingeben
(Die Kundennummer finden Sie auf Ihrer Abonnementsrechnung)
4. Ihre Postleitzahl eingeben
5. Fertig





Musikalischer Höhenflug im KKL

Das Basel Tattoo In Concert findet am 15. Juli 2013 erneut im Konzertsaal des Kultur- und Kongresszentrums Luzern statt – ein Galakonzert der Extraklasse!

Bereits zum dritten Mal wird das Basel Tattoo In Concert im architektonisch und akustisch einzigartigen Konzertsaal des Kultur- und Kongresszentrums Luzern (KKL) durchgeführt.

Zwei ausgewählte Bands des Basel Tattoo 2013 garantieren ein rund zweistündiges Galakonzert der Extraklasse.

Schon im Jahr 2010 hat die Band of Her Majesty's Royal Marines aus England die Besucher des Basel Tattoo begeistert. Im Jahr 2013 kehrt sie nach Basel zurück.

In einer kleineren Selektion dürfen wir diese exklusive Band auch am Basel Tattoo In Concert 2013 begrüßen.

Für einen weiteren musikalischen Höhenflug mit keltischen und afrikanischen Elementen sorgen the Drums and Pipes of the Cape Town Highlanders aus Südafrika.

Ein einmaliges Galakonzert, das Sie sich nicht entgehen lassen dürfen!

Sichern Sie sich Ihr Ticket noch heute, und profitieren Sie vom einmaligen Angebot! Das Angebot ist buchbar bis zum 2. Mai 2013.

Weitere Informationen finden Sie auf www.btic.ch



Weltwoche-Spezialangebot

Basel Tattoo in Concert
Montag, 15. Juli 2013, 19.30 Uhr

**Konzertticket inklusive
Basel Tattoo Musik CD 2013***
(Pro 2 Tickets 1 Musik CD gratis)
Kat. 1 Fr. 76.–
Kat. 2 Fr. 70.–

* Die Basel Tattoo Musik CD wird Ihnen ab dem 29. Juli 2013 per Post zugestellt.

Veranstaltungsort
Kultur- und Kongresszentrum Luzern (KKL)

Bestellung
Spezialangebot erhältlich über shop@baseltattoo.ch oder Telefon 061 266 1000, mit dem Promotionscode «Platin-Club». Angebot buchbar bis zum 2. Mai 2013.

Offizieller Ticketverkauf
ohne Weltwoche-Rabatt auf www.btic.ch | www.kkl-luzern.ch

www.weltwoche.ch/platinclub





«Bedeutendste Firma der Schweiz»: Roche-Verwaltungsrat und Dirigent Sacher in der Zürcher Tonhalle, 1976.

Das Vermächtnis des Dirigenten

Der Basler Pharmakonzern Roche steht vor einer Zäsur. Verwaltungsratspräsident Franz Humer tritt bald zurück. Was geht jetzt in der Erbenfamilie vor, die von Paul Sacher, der grossen Figur bei Roche, bis zu dessen Tod im Jahr 1999 dominiert wurde? *Von René Lüchinger*

Das Vermächtnis an die heute 22 Erben des Basler Roche-Konzerns umfasste lediglich ein paar Zeilen: «Kein Mitglied dieser Familie hat je versucht, in eigennütziger Weise Einfluss auszuüben oder eine unangemessene Stellung einzunehmen. Ich hoffe, dass dies immer so bleiben wird. Die Nachkommen von Fritz Hoffmann-La Roche kennen die gesetzten Grenzen und auferlegten Pflichten, die mit einem persönlichen Verzicht verbunden sein können. Nur durch weise Zurückhaltung kann das fruchtbare und harmonische Zusammenspiel zwischen Unternehmen und Familie erhalten bleiben.»

Diese Worte brachte Paul Sacher, der weltberühmte Dirigent, im Jahre 1995 zu Papier. Er tat es kraft seiner Autorität innerhalb der Erbenfamilie und wohl auch mit dem Anspruch, dass diese Zeilen über sein Ableben hinaus Gültigkeit besitzen sollten. Im Jahre 1934

hatte er in die Familie hineingeheiratet, ab 1938, unvorstellbar lange 58 Jahre, sass er im Verwaltungsrat der Roche und hatte als Vertreter der Erben mit eiserner Hand stets ein einziges Ziel verfolgt: die Stimmenmehrheit am heute über 45 Milliarden Umsatz erwirtschaftenden und über 80 000 Mitarbeiter zählenden Basler Pharmakonzern in Familienhand zu belassen. Dies macht das Unternehmen zur bedeutendsten Familienfirma der Schweiz und mit einer Börsenkapitalisierung von über 185 Milliarden Franken zum wertvollsten Konzern in Familienbesitz.

Paul Sacher, die Autoritätsperson, ist seit 1999 tot, und seit Franz Humer, der langjährige Verwaltungsratspräsident und Vertraute der Familie, seinen Rücktritt angekündigt hat, stellt sich die Frage: Gelingt «das harmonische Zusammenspiel zwischen Unternehmen und Familie», wie es Paul Sacher für alle Zeiten

gefordert hat, auch beim inzwischen eingeleiteten Übergang zur fünften Erbgeneration?

Jetzt, mit dem Rückzug von Franz Humer, dem letzten noch zu Lebzeiten Paul Sachers installierten Roche-Chef, steht die Firma vor einer Zäsur. Als im Jahre 2009 der Aktionärsvertrag der Familie neu aufgesetzt worden ist, wurden auch dort divergierende Interessen sichtbar wie noch nie zuvor in der Geschichte der Firma.

Maja Oeris Kulturwelt

Beatrice Oeri, die 1954 geborene Erbin aus der vierten Generation, trat aus dem Pool aus – die Jazz-Liebhaberin und Investorin beim Basler Medienprojekt *Tageswoche*, heisst es, habe die Last des Erbes zunehmend als Widerspruch zu ihrem persönlichen Kulturumfeld empfunden und deshalb ihr geerbtes Fünf-Prozent-Aktienpaket bei erster Gelegenheit an ihre

Verwandten verkauft. Vor zwei Jahren trat dann auch ihre jüngere Schwester Maja, Jahrgang 1955, mit ihrem Fünf-Prozent-Paket aus dem Familienpool aus, wodurch die dort vertretenen Stimmen der Familie auf 45,01 Prozent fielen, womit die Mehrheit am Konzern verlorenging. Die Stiefenkelin von Paul Sacher, heisst es, habe damit ein Statement für die persönliche Selbstbestimmung setzen wollen, welches sich keinesfalls gegen das Familienerbe richte.

Für Ersteres spricht in jedem Fall ihre Biografie: Maja Oeri bewegt sich leichtfüssig in dieser so anderen Szene der internationalen Kulturwelt, sitzt etwa als erstes nichtbritisches Mitglied im Beirat der Londoner Tate Modern. «In dreissig Jahren», orakelt schon ein langjähriger Wegbegleiter der Familie in der *Bilanz*, «wird die Familie zerfasert sein.» Er tut dies selbstverständlich anonym. Und er könnte falschliegen.

In Oberstuniform im «Baur au Lac»

Vor etwas mehr als dreissig Jahren war das «harmonische Zusammenspiel zwischen Unternehmen und Familie» nachhaltig gestört – damals war es die Firma, welche in schweren Nöten steckte. Einer, der hautnah dabei war, erzählt, wie damals eine existenzielle Krise bei Roche die dem Erbe verpflichtete Familie massiv verunsichert hat. Es ist Fritz Gerber, gerade 84 Jahre alt gewordener Roche-Ehrenpräsident und langjähriger Firmenlenker als CEO sowie Präsident und später Testamentsvollstrecker von Paul Sacher.

Die Geschichte mit diesen beiden Männern und Roche begann an einem Oktobertag des Jahres 1977 um neun Uhr abends an der Theke des Zürcher Hotels «Baur au Lac», und die Angelegenheit schien für Paul Sacher so dringlich zu sein, dass das Roche-Familienoberhaupt Fritz Gerber aus dem Militärdienst in das Zürcher Nobelhotel gebeten hatte. So erschien dieser in der Montur eines Obersten des Artillerieregiments 14, und kaum war der Tisch in der Hotelsuite für zwei gedeckt, kam Paul Sacher zur Sache. «Roche ist die bedeutendste Firma der Schweiz», meinte dieser, «und Roche ist in einer grossen Krise.» Fast beschwörend schob Sacher nach: «Herr Gerber, Sie müssen das Präsidium übernehmen.» Der aktuelle Präsident könne das nicht.

Was Paul Sacher nicht sagte, aber wohl dachte: Wenn diese Krise nicht überwunden werden kann, ist das Familienerbe in Gefahr. Das kann Paul Sacher nicht zulassen. Schliesslich ist er vor der Familie und der Geschichte dafür verantwortlich. Und in der Tat türmten sich die Probleme Ende der 1970er Jahre bei Roche. In England war der Konzern unter Druck, weil die britische Gesundheitsbehörde die Preise für die beiden Topseller des Hauses für hochgradig überrissen hielt und mit einem staatlichen Preisdiktat drohte. Dies betraf die



«Nahe am Konkurs»: Firmengründer Hoffmann.



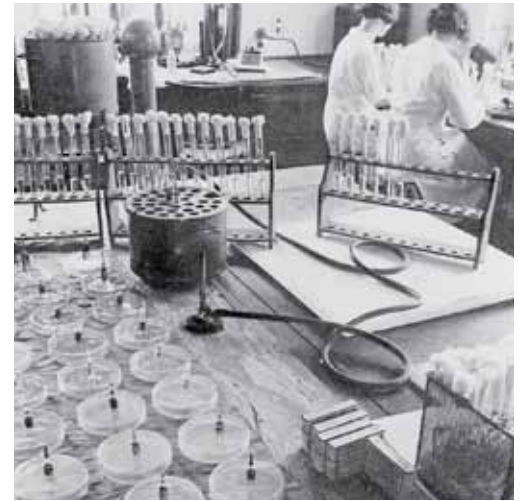
«Sie müssen übernehmen»: Präsident Gerber, 1991.

beiden Psychopharmaka Librium und Valium, deren kommerzieller Erfolg Roche zeitweilig zum grössten Pharmakonzern der Welt hochkatapultiert hatte.

Mit der EU-Kommission lag Roche im Clinch, weil ein Prokurist der Firma den Kartelljägern in Brüssel Dokumente über verbotene Preisabsprachen von Roche mit ihren Konkurrenten auf dem europäischen Vitaminmarkt zugespielt hatte. Und schliesslich war da noch der Chemieunfall in Seveso, bei dem im Jahre 1976 aus einem Werk einer Roche-Tochter in Oberitalien das Supergift Dioxin entwichen war, was der damalige Roche-Chef Adolf W. Jann vor laufenden TV-Kameras mit den schnoddrigen Worten taxierte: «Kapitalismus bedeutet Fortschritt, und Fortschritt kann manchmal auch Unannehmlichkeiten mit sich bringen.» Das deutsche Nachrichtenmagazin *Spiegel* schrieb von «Geheimniskrämerei, Gewinnsucht und Umweltsünden» bei Roche; «der Schweizer Konzern bietet das hässliche Bild des Kapitalismus», notierte gar die gewöhnlich eher moderate *Zeit*.

WWF-Gründer, Chefredaktor, Arzt

Solche Worte passen schlecht zu den Roche-Erben, die sich in ihrem Selbstbildnis von jeher und bis heute eher dem Geist denn dem



«Nicht geringes Risiko»: Roche-Labor, 1942.

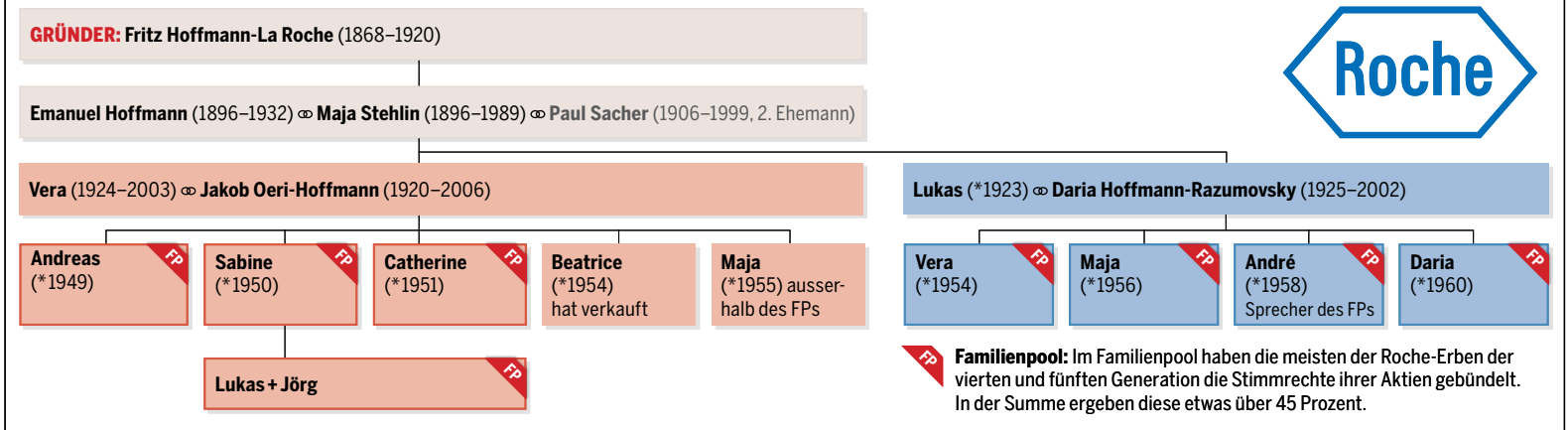


«Weltspitze»: Produktion von Antikörpern, 2010.

Geld zugeneigt fühlen. Schliesslich findet sich unter den in den 1970er Jahren tonangebenden Familienmitgliedern der zweiten und dritten Generation neben dem begnadeten Dirigenten Sacher auch Lukas Hoffmann, Enkel des Firmengründers, zwischen 1953 und 1996 Mitglied des Roche-Verwaltungsrates, heute neunzig Jahre alt, ein passionierter Ornithologe, Anfang der 1960er Jahre Mitbegründer des World Wildlife Fund (WWF) und erster Vizepräsident der Naturschutzorganisation. Dessen Schwester, Vera Oeri-Hoffmann, betätigte sich als Kunstmäzenin; in deren Haus verkehrten etwa der Aktionskünstler Dieter Roth, der Eisenplastiker Bernhard Luginbühl, und über dem Cheminée hing ein Gratulationsbild von Jean Tinguely zur silbernen Hochzeit mit Jakob Oeri.

Dieser war Sohn von Albert Oeri, der während des Zweiten Weltkriegs als Chefredaktor der liberalen *Basler Nachrichten* einen prononciert antinationalsozialistischen Kurs verfolgt hatte. Jakob Oeri selber war Arzt, unter anderem beim Roche-eigenen Basler Institut für Immunologie tätig gewesen, für die Liberal-Demokratische Partei im Basler Grosse Rat gesessen und als Familienmitglied bis 1996 während drei Jahrzehnten im Verwaltungsrat der Roche. >>>

Die Roche-Erben



«Harmonisches Zusammenspiel zwischen Unternehmen und Familie».

Musik, Naturschutz, Kunst, Medizin – das trieb diese Erben um. Geld war gewissermassen geburts- und heiratsbedingt üppiger vorhanden als anderswo, aber kaum Triebfeder für ihr Tun. Das Business im ererbten Konzern überliessen sie den Profimanagern, und als diese und die Firma in hässliche Schlagzeilen gerieten, muss den Hoffmanns und Oeris dies fast physisch unangenehm gewesen sein. «Etwas gepresst», erinnert sich Fritz Gerber, habe die Stimme von Paul Sacher beim Dinner im «Baur au Lac» geklungen. Der Druck auf den Schultern des Oberhaupts der Erben muss gross gewesen sein.

Finanzkrise wegen russischer Revolution

Nur einmal in den acht Jahrzehnten zuvor war die Firma ähnlich stark gefährdet gewesen. Und schon damals hatte Paul Sacher im Dienste der Familie als Krisenmanager gewirkt. Diese Geschichte geht in ihren Ursprüngen bis in den Ersten Weltkrieg zurück. Nur elf Jahre nach der Firmengründung stand Fritz Hoffmann-La Roche mit seiner Personengesellschaft im Grunde vor dem Konkurs. Eine grassierende Inflation gefährdete bei Kriegsende blockierte Firmenguthaben in Deutschland und, schlimmer noch: Als in Russland im Jahre 1917 die Revolution ausbrach, war dieser bedeutende Markt für Roche verloren.

Zeitweise war ein Fünftel der Verkäufe im Zarenreich getätigt worden, und nun musste der Besitzer über eine Million Franken offener Rechnungen abschreiben. Der finanzielle Zusammenbruch war nahe, so nahe, dass der Firmengründer einwilligte, sein Lebenswerk in eine Aktiengesellschaft zu überführen und seine Anteile an die kreditgebende Bank, die Basler Handelsbank, zu verpfänden, die so zu einer bedeutenden Aktienbeteiligung an Roche kam. Der Zweite Weltkrieg war noch nicht zu Ende, als die Bank selber in existenzbedrohende finanzielle Schwierigkeiten geriet – sie hatte mit Anlagen im Deutschen Reich massive Verluste erlitten und wurde schliess-

lich 1945 vom Schweizerischen Bankverein geschluckt.

Spektakuläres Doppelmandat

Die Frage war nun: Was geschieht mit dem stattlichen Roche-Paket, welches im Verkaufsstrudel in falsche Hände geraten könnte? Es ist der angeheiratete Paul Sacher, der «für seine Frau und ihre Familie» beschloss, das «damals nicht geringe Risiko des Kaufs dieser Aktien zu übernehmen», heisst es in den Roche-Annalen, und unter Aufbietung aller finanziellen Mittel konnten die Erben so die Aktienmehrheit zurückerlangen, die ihnen in den 1920er Jahren verlustig gegangen war.

Dieses Vermächtnis war nun, Ende der 1970er Jahre, wieder in Gefahr, das «harmonische Zusammenspiel zwischen Unternehmen und Familie» war aus dem Tritt, und sollte es Fritz Gerber nicht gelingen, dieses



«Umweltsünden»: Chemie-Unfall, Seveso, 1976.

wieder in Gleichschritt zu bringen, wäre auch der seinerzeit von der Familie getätigte finanzielle Kraftakt umsonst gewesen. Als Fritz Gerber im «Baur au Lac» Paul Sacher gegenüber sass, war er 48 Jahre alt, gerade zum Verwaltungsratspräsidenten der Zürich-Versicherung aufgestiegen und «nicht auf Stellensuche», wie er rückblickend sagt. Und doch fühlte er sich geschmeichelt, dass diese imposante Persönlichkeit Paul Sacher sich um ihn bemühte und wohl auch von der Aussicht auf einen Hochsitz in dem ältesten Basler Chemieunternehmen im Besitze einer Patrizierfamilie in der Stadt. Eines war Fritz Gerber auch klar: Ohne Einwilligung des Zürich-Verwaltungsrates war an ein Roche-Engagement nicht zu denken. So bat der Basler Paul Sacher also um eine Audienz im Aufsichtsgremium der Zürcher Assekuranz, warf seine ganze Überzeugungskraft in die Waagschale, und am Schluss war dies «die Geburtsstunde des wohl spektakulärsten Doppelmandates in der Schweizer Wirtschaftsgeschichte seit Alfred Escher», wie es in der nicht öffentlich aufgelegten Biografie über Fritz Gerber heisst.

Als Fritz Gerber knapp drei Jahrzehnte später, 2004, seine letzte Funktion bei Roche, das Amt des Sprechers des Familienpools, auf- und an André Hoffmann als Exponenten der vierten Erbgeneration übergibt, sind Familie und Firma wieder im Gleichschritt. Die Stimmenmehrheit ist gesichert und Fritz Gerber, so attestiert ihm sein Nachfolger Franz Humer 2009 in einer Rede, ist der «Baumeister des Roche-Erfolgs».

«Turnschuh-Forscher»

Neben der Bereinigung von reputationsschädigenden Altlasten aus den 1970er Jahren waren es ein paar wenige klug gesetzte Schachzüge, die Franz Humer zu diesem Urteil über seinen Vorgänger motivierten. 1990 beteiligte sich Roche an der jungen US-Firma Genentech und stieg so im grossen Stil in die Biotechnologie ein. Fritz Gerber war fasziniert von diesen

«Turnschuh-Forschern – von deren Tempo und Fantasie» –, die an der Westküste der USA 1977 das erste Biotech-Unternehmen der Welt gegründet hatten, und überzeugt, dass dies eine Technologie der Zukunft war, bei der Roche dabei sein musste.

Davon überzeugte der Firmenchef auch das Familienoberhaupt Paul Sacher – «mit wenig Papier und guten Argumenten», wie sich Fritz Gerber erinnert. Ein Jahr später nahm er 300 Millionen Dollar aus der Firmenkasse in die Hand und erstand von der kalifornischen Cetus Corporation Patente der sogenannten Polymerase Chain Reaction: Diese PCR-Patente «wurden für Roche zum Türöffner zur Molekularbiologie und zum Einstieg in die Schlüsseltechnologien für die Erkennung von Erbkrankheiten und Virusinfektionen oder für die Klonierung von Genen», heisst es in den Roche-Annalen. Fritz Gerber selber bezeichnet diesen Kauf als das «grösste Risiko», welches er bei Roche je eingegangen sei. Er hat damals keine Firma gekauft, sondern nur ein Verfahren, dessen kommerzielle Trag-

Oberhaupt der Besitzerfamilie, Curt Engelhorn, hatte zwei Probleme: Der Zugriff auf die PCR-Technologie war durch den seinerzeitigen Roche-Kauf erschwert, und der in den Siebzigern stehende Engelhorn verfügte über keine Nachkommen für die Familienfirma.

Zum Handkuss kam schliesslich Fritz Gerber – auch, weil dieser über Jahre freundschaftliche Beziehungen zu Curt Engelhorn gepflegt hatte –, und für Roche war diese 15-Milliarden-Übernahme die Blaupause für die heutige Roche: die enge Verzahnung von Diagnostika und Pharma unter einem Dach. Fritz Gerber hatte dafür auf die moderne Bio- und Gentechnologie gesetzt, und sein Nachfolger Franz Humer wandte diese schwerpunktmässig in der onkologischen Forschung an. Beides zusammen macht Roche zu einem einzigartigen Unternehmen in der Pharmaindustrie: weltweit führend in der Pharma, insbesondere der Onkologie, und weltweit führend in der Diagnostik, insbesondere der sogenannten In-vitro-Diagnostik, bei der körpereigene Proben untersucht werden. Beides zusammengenommen, ergibt einen Schlüssel zur personalisierten Medizin, und in diesem Bereich gilt Roche heute als weltweit dominierendes Unternehmen, insbesondere auch bei Krebstherapien.

Gemeinsames Essen der Roche-Erben

In der Firma Roche ist heute kein Sand mehr im Getriebe, welcher das «harmonische Zusammenspiel zwischen Unternehmen und Familie» stören könnte. Wie aber steht es auf der Seite der Erben? Jetzt, wo mit dem ähnlich verdienstvollen Franz Humer auch der Nachfolger von Fritz Gerber das Roche-Präsidium abgibt und kein Altgedienter mehr bereitsteht? Jetzt, wo mit Maja Oeri eine erste Erbin der vierten Generation aus dem Pool ausgetreten ist und die ersten beiden Exponenten der fünften ihr Erbe innerhalb des Pools wahrnehmen? Sind dies Vorboten des schleichenden Zerfalls innerhalb der Familie?

Fritz Gerber lehnt sich zurück bei dieser Frage, lächelt still in sich hinein. Dann erzählt er, was geschieht, wenn sich die Roche-Erben nach einem Besuch in Maja Oeris Basler Schaulager zum Essen treffen. Dann pflegt neben ihr Severin Schwan, der heutige Roche-CEO, zu sitzen, daneben der Ehrenpräsident von Roche. Bild gewordene Harmonie zwischen Unternehmen und Familie – so wie das Paul Sacher sich einst gewünscht hat. «Maja Oeri», schiebt Fritz Gerber nach, «ist sehr pro Roche.» Dem tut in den Augen des Ehrenpräsidenten keinen Abbruch, dass diese Vertreterin der vierten Generation an den Pool-Sitzungen der Erben nicht mehr teilnimmt und ihre Stimmrechte sehr bewusst selber wahrnimmt. Denn eines würde Maja Oeri nie tun: diese veräussern. ○

Zeitweise war ein Fünftel der Verkäufe im Zarenreich getätigt worden.

fähigkeit zu jenem Zeitpunkt noch keineswegs feststand.

Die Technologie mauserte sich jedoch zum weltweiten Standard für die Vermehrung von genetischem Material und wurde – zumindest indirekt – zum Schlüssel für eine weitere wichtige Roche-Akquisition, den Kauf des deutschen Pharma- und Diagnostikunternehmens Boehringer Mannheim. Das dortige



Leichtfüssig: Roche-Erbin Maja Oeri, 2013.



Zu verkaufen

Claragraben 160
in 4057 Basel

8-Familienhaus

- 2 Gewerbeeinheiten
- Baujahr 1901
- befahrbarer Hof
- generalsaniert

Schriftliche Angebote erbeten an
Agentur Theater
Markgraf-Albrecht-Strasse 14
D-10711 Berlin
agentur-theater@gmx.de





Essay

Der Prozess

Anfang Mai organisiere ich im Zürcher Theater Neumarkt ein Verfahren um die *Weltwoche*. Ein ähnliches Projekt habe ich letzten Monat in Moskau durchgeführt. Dabei zeigte sich: Die Populisten sind in erster Linie darum ein Problem, weil sie gegen Minderheiten treten. *Von Milo Rau*

In Vorbereitung der «Zürcher Prozesse» gehen die *Weltwoche* schaue ich mir auf Youtube ab und zu unsere potenziellen Gäste an. Gestern zum Beispiel Oskar Freysinger, den Walliser Dichter und Regierungsrat. In Roger Schawinskis Talkshow bezeichnete er die Sozialdemokraten als «Feinde», worauf Schawinski ein wenig nervös wurde und sagte: «Aber hallo, das sind doch Ihre Kollegen.» Das war ein paar Wochen vor den Verwicklungen um Freysingers Reichskriegsflaggen-Deko. In der Schweiz ist Freysinger mit seiner Art ein Exot. Würde er in Moskau politisieren, gälte er nicht als Kampfhahn, sondern als um Ausgleich bemühter Mediator zwischen den Kulturen.

Nehmen wir zum Beispiel Maxim Schewtschenko, den Staatsanwalt in meinen «Moskauer Prozessen» und Star in Putins Staatsfernsehen. Während sich Freysinger mit einer Reichskriegsflagge, einem Bohémien-Rossschwanz und ziemlich moderaten Spottgedichten zufriedengibt, trägt Schewtschenko einen kaukasischen Samtanzug und macht keinen Hehl daraus, dass er nicht nur von einem russifizierten Kaukasus, sondern von einem paneurasisch erweiterten Grossreich träumt, in den Grenzen von, sagen wir, 1945. Schewtschenko hasst Schwule, er hasst postmoderne Künstler, sieht sich als Beschützer der orthodoxen Religion und hält für alles, was ihm gegen den Strich geht, den Begriff «Liberalfaschismus» bereit. Das klingt in Schweizer Ohren wie ein Widerspruch. Der Begriff «Faschismus» verliert aber etwas von seiner Eindeutigkeit, wenn man Schewtschenkos Sicht auf die Politgeschichte des 20. Jahrhunderts in Betracht zieht.

Todesstrafe gegen «Schwulisierung»

Der Ribbentrop-Molotow-Pakt stellt darin den «Höhepunkt der deutsch-russischen Zusammenarbeit» dar, und «nach 1941 ging es leider nur noch abwärts». Auf der Pressekonferenz feierte er, in Anwesenheit der *New York Times* und sämtlicher westlicher Fernsehsender, unter anderem die Todesstrafe als Mittel gegen die «Schwulisierung» von Gefangenen, forderte orthodoxe Religionsgerichte und machte sich über eine Expertin der Verteidigung lustig, weil sie «von der Insel Lesbos» stamme. Als ihn während des «Prozesses» die Verteidigerin Anna Stawickaja an die europäische Charta der Menschenrechte erinnerte, schrie er trium-



Geringe Überlebenschancen im Knast»: Pussy-Riot-Mitglied Samuzewitsch (l.).



«Nur abwärts»: TV-Star Maxim Schewtschenko.



Experte der Anklage: Alexej Beljajew-Gintowt.

phierend und mit dämonisch glitzernden Augen (sein Markenzeichen): «Wer sagt denn, dass Russland in Europa liegt? Wer behauptet das, he? Russland liegt in Asien!»

Wer nun annimmt, dass eine Steigerung des politisch Inkorrekten nicht mehr möglich ist, dem will ich gern Alexej Beljajew-Gintowt vorstellen, einen Experten der Anklage. Dieser, man muss es sagen, absolut erstklassige neofuturistische Künstler hat die nationalbol-schewistische Partei vor ein paar Jahren verlassen, als sich ihr damaliger Führer Eduard Limonow in einem Anfall von Altersweisheit in einen Liberalen verwandelte und begann, mit verwestlichten Langweilern wie Garri Kasparow rumzuhängen. Gintowts Wohnung ist im Stil der dreissiger Jahre gestaltet, als Hommage an den Grossen Terror – und zwar bis ins Detail, zum Beispiel die Lenin-Gesamtausgabe über seinem Schnittcomputer, wo er an einem Fascho-Animationsfilm mit dem Titel «Moskau 2967» arbeitet.

An Pussy Riot hat er vor allem auszusetzen, dass sie «keine richtigen Verbrecher» sind und damit auch «keine richtigen Künstler»; ein Vorwurf, den er leicht abgeändert auch gegen Putin vorbringt (obwohl der ihm ein Atelier im Kreml versprochen hat). Gintowts Helden sind Majakowski, einige Folterknechte beziehungsweise Dichter des KGB, Hugo Chávez und natürlich Stalin. Das ergibt nach klassisch politischen Gesichtspunkten keinen Sinn, was aber völlig egal ist in Gintowts Welt. Die Stunden verstrichen im Flug, wenn ich mit ihm für meinen Begleitfilm zu den «Moskauer Prozessen» drehte, etwa an Stalins Grab hinterm Lenin-Mausoleum oder im Staatsfernsehen, dessen Leiter in der Freizeit 3-D-Panzerfilme produziert.

Scharren mit den Springerstiefeln

Dort hatten wir am Tag meines Abflugs, kurz nach den «Moskauer Prozessen» und anlässlich des sechzigsten Todestags des «grossen Führers» ein gemeinsames Fernsehgespräch. Nachdem zuerst der Migrationsdienst, dann die Truppen des Inlandgeheimdiensts und schliesslich die Kosaken meine kleine Theaterperformance gestört hatten und regierungsnahen Medien nicht aufhörten, mich als «Jude» zu bezeichnen, beschloss Gintowt, meinen Ruf zu retten. Die Talkshow muss eine Enttäuschung für ihn gewesen sein. Ich schlug vor, Russland in «sehr viele winzige Gebiete, etwa von der Grösse der Schweiz», zu zerteilen, «so können die Russen endlich *face-to-face* miteinander reden, wie bei den «Moskauer Prozessen». Was ich davon halten würde, wenn Deutschland geteilt würde, wollte da die Talkmasterin von mir wissen (sie trug zu Ehren Stalins eine rote Nelke am Revers). Ich sei nicht Deutscher, sondern Schweizer, erwiderte ich, und sowieso sei Deutschland ja bereits geteilt worden. Was ich also davon halten würde, wenn die Schweiz geteilt würde, hakte sie gif-

tig nach. Als ich bemerkte, wie nervös Gintowt mit seinen Springerstiefeln scharrete, sagte ich nachdenklich und mit rauher Stimme: «Das wäre eine nationale Katastrophe.»

Das alles klingt wie ein guter Witz, und zurück in Deutschland, war mir und meinem Kamerateam zumute, als würden wir aus einem absurden Traum erwachen. Aber das Problem bei Leuten wie Schewtschenko, Gintowt und vielen weiteren liegt darin, dass sie eben gerade keine Witzfiguren sind. Mir kann es natürlich egal sein, wenn man mich als «Jude» bezeichnet (einmal übrigens sogar als «jüdischen Faschisten»), Scherze über die «Bewohnerinnen der Insel Lesbos» macht oder die Todesstrafe für Kleinkriminelle fordert. Aber Michail Kaluschski, der Leiter der Ausstellungshalle des Sacharow-Zentrums und mein Gerichtsschreiber, wird wohl demnächst nach Israel auswandern – wie bereits seine beiden Söhne und wie sehr viele russische Bürger jüdischen Glaubens, unter anderem mein Freund Michail Ryklin, der vor dem von Putin befeuerten Antisemitismus schon längst nach Berlin emigriert ist.

Als ob das noch nicht genug wäre, bezeichnete schliesslich der Korrespondent der deutschen Wochenzeitschrift *Spiegel* in einem Anflug von Zynismus Katja Samuzewitsch, das seit letztem Oktober auf Bewährung freie Mitglied von Pussy Riot, in einer Artikelserie parallel zu den «Moskauer Prozessen» als «Verräterin». Und zwar deshalb, weil sie ihren Anwalt gewechselt hatte und nicht ins Lager kam (die ehemaligen Anwälte von Pussy Riot sind, man muss es leider sagen, völlig unfähig). Nun hängt Katjas Entscheidung natür-

Milo Rau

Der Ostschweizer Regisseur gehört derzeit zu den gefragtesten Theaterleuten im deutschsprachigen Raum. Der Durchbruch gelang ihm mit seinen als «Reenactments» angelegten Projekten, in denen er historische Ereignisse reinszeniert, zum Beispiel den Prozess gegen das Ehepaar Ceausescu. Zuletzt sorgte Rau für Aufsehen, als er auf der Bühne die Verteidigungsrede des Massenmörders Anders Behring Breivik nachsprechen liess («Breiviks Erklärung»). In Moskau organisierte er einen vielbeachteten Schauspielprozess gegen oppositionelle Künstler («Moskauer Prozesse») – ohne Schauspieler, aber mit echten Richtern und Betroffenen, zum Beispiel einem Mitglied der Band Pussy Riot. Anfang Mai bringt Rau im Zürcher Theater Neumarkt erneut einen Prozess auf die Bühne («Zürcher Prozesse»), auf der Anklagebank sitzt diesmal die *Weltwoche*. (red)

lich nicht mit einer plötzlichen Begeisterung für Putins Regime zusammen, sondern damit, dass ihre Überlebenschancen als Homosexuelle in einem sibirischen Straflager eher gering gewesen wären – TV-Moderatoren wie Schewtschenko sei Dank. Meine Bitte, die absurde Beschimpfung, die aus einem Opfer eine Täterin macht, immerhin aus der Besprechung der «Moskauer Prozesse» zu löschen, lehnte der *Spiegel* ab. Zu verführerisch war es, gegen den Mainstream westlicher Medien und deren zugegeben etwas redundante Pussy-Riot-Huldigungen zu schwimmen. Ganz egal, was die Konsequenzen für Katja sind.

Reichskriegsflaggen im Keller sind geil

Damit man mich nicht falsch versteht: Rein ästhetisch betrachtet, als Kunstfiguren, finde ich Schewtschenko und Gintowt geil (übrigens ein Wort, das unnötigerweise im Kindergarten meines Patenkinns aufgrund von *sexual correctness* verboten ist). Ich finde kleine Stilbrüche hervorragend, zum Beispiel die Beschwörung eines neuen Ribbentrop-Molotow-Pakts auf einer international besetzten Pressekonferenz. Und ich verstehe auch die investigative Begeisterung, mit der der *Spiegel* nach dem schwarzen Fleck auf der Weste der liberalen Opposition in Russland sucht. Das Problem bei alledem ist nur, dass es den vorgeblich attackierten Eliten und Macht-Trusts egal ist, was Schewtschenko über die geheimen Beziehungen zwischen den USA, Israel und Pussy Riot oder Gintowt über die Schwulisierung der Welt durch von Zionisten finanzierte Hollywood-Filme fantasiert. Und was westliche Journalisten tun, wenn sie diese absurden Behauptungen wiederholen, weil sie sich davon einen Distinktionsgewinn versprechen.

Denn Konsequenzen hat politische Inkorrektheit meistens nur für die, die tatsächlich nicht ins Bild passen: im Fall Russlands die Schwulen, Lesben, Künstler, Liberalen, Juden. Es ist ja nicht so, dass ich keine Ironie verstehen würde. Wie man weiss, wühle ich begeistert im Dreck, im eigenen sowieso und noch lieber im fremden. Ich hasse jede Form von vorgeblicher Korrektheit, denn Korrektheit ist meist nur eine besonders verkrampfte Art, einen Teil der Wahrheit zu verschweigen. Kommenden Winter werde ich Gintowt in meine neue Berliner Talkshow einladen, und Freysinger soll Geert Wilders ins Wallis einladen, wenn er dazu Lust hat. Moralischer Mainstream nervt, und Reichskriegsflaggen im Keller sind, seien wir ehrlich, irgendwie auch geil. Und dennoch: «Den Fusstritt nach unten kann sich der wahre Dandy nicht leisten», wie Constantin Seibt schreibt. Man sollte sich deshalb, bevor man Zutritt, immer vergewissern, wer wirklich getroffen wird.

Doch greifen wir nicht vor. Denn all dies wird – und vieles mehr – Thema der «Zürcher Prozesse» sein. ○

Die Eule der Minerva

Lange blieb der britischen Schriftstellerin und Juristin Hilary Mantel die gebührende Anerkennung verwehrt. Nun gewann sie den Booker-Preis in kurzer Zeit gleich zweimal. Was ist das Geheimnis ihrer grossen historischen Romane? Von René Zeyer

Wer auf die Geschichte blickt, schaut immer auch in sich selbst hinein. Weil da häufig nicht viel ist, entstehen dann historische Romane, die mit Mantel und Degen die innere Leere überdecken. Hilary Mantel aber hebt sie auf ein neues literarisches und intellektuelles Niveau. Mit messerscharfen Dialogen, historisch fundiertem Wissen und souverän führt sie den Leser durch das Leben von Thomas Cromwell (1485–1540), dem genialen Berater des englischen Monster-Königs Heinrich VIII. Selten bedauert man mehr, dass die Lektüre schon nach 768 Seiten («Wölfe») oder gar nach 480 («Falken») zu Ende ist. Warum?

Wer in die Geschichte blickt, will etwas Gegenwärtiges darin gespiegelt sehen. Die Zeit von Heinrich VIII. kannte «Sex, Melodrama, Verrat, Verführung und den gewaltsamen Tod. Was will man mehr», sagt Mantel. Aber wenn sie nur das beschreiben würde, wäre es lediglich in die Vergangenheit transponierte Gegenwart. Mantel führt uns jedoch in die Dunkelkammern der Macht am Hofe, in die schwarzen Seelen der Menschen hinein, wo nur wenig Licht und viel Düsternis ist. Wo sich ein Emporkömmling wie Cromwell, Sohn eines Schmieds, nur mit meisterhafter Verwendung von Charme, Bestechung und Einschüchterung ins Zentrum der Macht arbeiten kann. Mit Worten und dem Warten auf den rechten Moment – was ihn am Schluss dennoch den Kopf kostet.

Zäher Durchhaltewille

Lange blieb Mantel die gebührende Anerkennung verwehrt, denn «Wölfe» war bereits ihr zwölfter Roman. «Erst wartet man zwanzig Jahre auf einen Booker-Preis, und dann werden es gleich zwei», kommentierte sie die neuerliche Verleihung dieser angesehenen Auszeichnung im Jahre 2012. Bei der ersten, 2009, hatte sie fröhlich angekündigt, dass sie das Preisgeld für «sex and drugs and rock 'n' roll» ausgeben werde.

Die damals 57-jährige englische Autorin weiss, was Ironie bedeutet. Denn seit vielen Jahren leidet sie unter Endometriose, einer chronischen und sehr schmerzhaften Erkrankung der Gebärmutter, die häufig, wie bei ihr, falsch oder gar nicht diagnostiziert wird. Mantel wurde in ihrer Jugend hospitalisiert und gegen Depressionen behandelt. Erst Jahre später stellte sie sich selbst die richtige Diagnose, kämpft aber bis heute gegen die Folgewirkungen dieser auch mit Operationen nicht völlig



«Sex and drugs and Rock'n'Roll» mit dem Preisgeld: Autorin Mantel.

therapierbaren Erkrankung. Solches Leid muss man wohl erlebt haben, wenn man so federleicht und tonnenschwer den Tod von Cromwells Frau beschreiben kann: «Als er am nächsten Morgen aufwacht, schläft Liz noch. Die Laken sind feucht. Er küsst ihren Haaransatz. Sie schmeckt salzig.» Cromwell geht nach unten, glaubt seine Frau zu sehen, die ihm folgt. «Aber sie ist nicht da. Er hat sich geirrt.»

Die Schriftstellerin weiss, was durchhalten bedeutet. Bereits 1985 veröffentlichte sie ihr erstes Werk, das genauso wie ihre folgenden Bücher weitgehend unbeachtet blieb. Nach ihrem Studium der Rechtswissenschaft arbeitete Mantel als Verkäuferin, Altenpflegerin, als Sozialarbeiterin in Afrika und lebte mit ihrem Mann, einem Geologen, einige Jahre in Saudi-Arabien. Sie beobachtete, analysierte, schrieb. Zuerst über die Gegenwart, dann über das Vergangene.

Das Unwahrscheinliche ist wahr

Wer auf die Geschichte blickt, weiss, wie sie ausgegangen ist. «Aber wir wissen nicht, wie es gemanagt wurde», sagt Mantel. 1992 erschien ihr Roman «A Place of Greater Safety». Erst seit letztem Jahr liegt dieses 1100 Seiten umfassende Meisterwerk über die Französische Revolution unter dem Titel «Brüder» auf Deutsch vor. Georges Danton, Maximilien de Robespierre und Camille Desmoulins begleitet sie auf deren Weg zum ersten Versuch der Neuzeit, in Europa ein Unrechtsregime nicht nur zu stürzen, sondern eine bessere, menschlichere Gesellschaft zu errichten. Eben Liberté, Egalité, Fraternité.

Nun gibt es kaum ein historisches Ereignis, das so umfangreich und ausführlich beschrieben wurde. Von Historikern wie Albert Soboul, im Vorfeld von Schriftstellern wie Lion Feuchtwanger in seinem Roman «Die Füchse im Weinberg». Wir wissen, wie es ausgegangen ist. Wir streiten uns bis heute über die richtige Interpretation dieser ersten modernen Revolution. Wie auch über alle, die auf sie folgten. Wir kennen ihr Personal – Louis XVI, Marie-Antoinette, Jean-Paul Marat, Jacques-René Hébert, Antoine de Saint-Just, Lafayette, Napoleon. Ihre Begriffe – Sans-culotten, die Jakobinermütze, die Trikolore, der Sturm auf die Bastille, die Guillotine. Selbst unsere politische Einteilung in links und rechts stammt aus dieser Zeit.

Wer auf die Geschichte blickt, muss etwas Neues herausbefördern, wenn er mit einem gewaltigen Roman den Leser begeistern will. «Gesetze schreiben bedeutet, die Kraft auszuprobieren, mit der Worte auf die Wirklichkeit einwirken», lässt Mantel Cromwell sinnieren. Genau das ist das Neue im Blickwinkel von «Brüder». Riss nicht Desmoulins mit einer Rede, einer Eingebung des Moments, die Pariser Bevölkerung zum Sturm auf die Bastille hin? Konnte nicht der wortgewaltige Anwalt Danton nur mit der Kraft des Sprechens bedeutende politische Entscheidungen dem

Volk verständlich machen? Hatte Robespierre, schwächling, kein guter Rhetoriker, mehr als die messerscharfe Präzisionslogik seiner Ausführungen, um im Nationalkonvent Minderheiten in Mehrheiten zu verwandeln, schon gefasste Beschlüsse umzustürzen?

Ginge es in «Brüder» nur um Redeschlachten, würden hier bloss Sprechpuppen auftreten?



«Er hat sich geirrt»: Staatsmann Cromwell.

ten. Aber Mantel verwandelt die historischen Figuren in Menschen aus Fleisch und Blut, die nicht nur in Dialogen in einer Intensität die Klänge kreuzen, wie es zuvor lediglich in Büchners Geniestreich «Dantons Tod» auf der Theaterbühne stattfand, sondern die leben, lieben, leiden, zweifeln. Sie bereichern wie Danton, Frauenhelden sind wie Desmoulins, lebensunfähig wie Robespierre, «der Unbestechliche».

Wenn das alles wäre, hätte Mantel ein überbordendes Sittengemälde verfasst, eine aus einem Meer von historischen Fakten, Zitaten, Ereignissen kondensierte Erzählung. Aber sie will natürlich mehr, in ihrer Einleitung gibt sie einen Hinweis darauf: «Man mag sich beim Lesen fragen, wie Fakt und Fiktion auseinanderzuhalten sind. Als grober Anhaltspunkt mag dienen: Was besonders unwahrscheinlich klingt, ist vermutlich wahr.» Wobei sie ausdrücklich «keinen Anspruch auf Objektivität» erhebt.

Wer sich mit Geschichte beschäftigt, will daraus lernen. Gibt es Muster? Ist die Geschichte ein ewig sich drehendes Rad wie bei Shakespeare? Ist sie schicksalhaft vorbestimmt wie in der griechischen Tragödie? Oder gibt es Fortschritt, steht die nächste Generation auf den Schultern der Vorangehenden, wie das die Aufklärung formulierte, durch deren Er-

kenntnisse die Französische Revolution erst möglich wurde? Wie kann man die Geschichte beeinflussen; dominieren sie Klassenkämpfe, welche Rolle spielen die Massen, der Einzelne? Wird die Geschichte von den Siegern geschrieben, während die Unterdrückten ihre andere Sicht der Geschichte finden müssen, wie das Peter Weiss in seiner «Ästhetik des Widerstands» darzustellen versuchte?

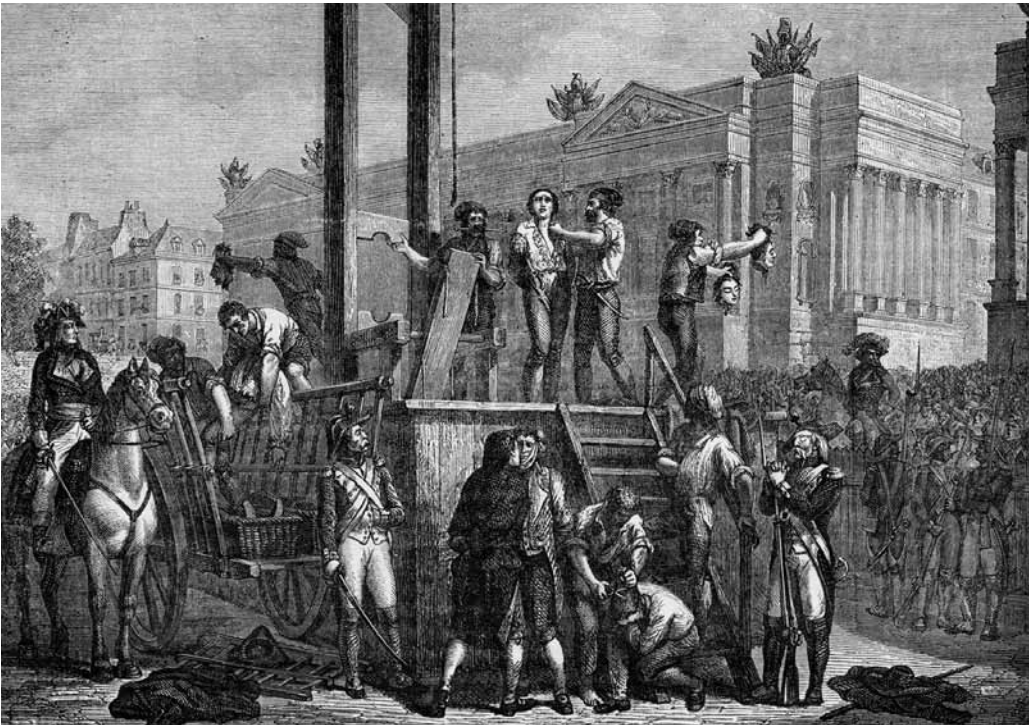
Worte werden zur Guillotine

So viele Fragen, so wenig Antworten. Und da setzt Hilary Mantel wie die Eule der Minerva zu ihren Ausflügen in die Geschichte an. Die Eule beginne ihren Flug erst «mit der einbrechenden Dämmerung», schrieb Georg Friedrich Hegel. Er meinte damit, dass selbst die Philosophie erst Erklärungen liefern kann, wenn die zu deutenden Geschehnisse bereits Geschichte, also längst vergangen sind. Mit ewig gültigen Erkenntnissen hält sich Mantel aber wohlweislich zurück. Sie schlüpft mit begeisternder Besessenheit in ihre handelnden Figuren hinein. «Veranschaulichung und Erklärung» sind die beiden Antipoden, zwischen denen sie sich bewegt.

Mehr noch als in den wahrlich finsternen Zeiten, in denen Cromwell lebte, faszinieren uns bis heute Veranschaulichung und Erklärung in der Französischen Revolution. Vor allem natürlich die Frage, wie es möglich war, dass der erste moderne Versuch, nicht nur eine Monarchie und Adelherrschaft hinwegzufegen, sondern darauf eine auf Menschenrechte für alle, Vernunft und Freiheit gegründete Gesellschaft zu errichten, in einer Schreckensherrschaft, in der «Terreur», endete. Wie der als Autor der französischen «Erklärung der Menschenrechte» angesehene Saint-Just sich in einen Todesengel verwandelte, der zusammen mit Robespierre auf dem Schafott endete. Dies nachdem Robespierre, beeinflusst von Saint-Just, seine «Brüder» Danton und Desmoulins darauf geopfert hatte; nachdem sich das Streben nach dem Guten und Gerechten in ein Gemetzel verwandelt hatte.

Dass sich die ehemals Herrschenden zur Wehr setzen, begleitet jede Revolution. In Frankreich verbündete sich der Adel mit den europäischen Monarchien zum bewaffneten Widerstand, in Russland Adel und Grossgrundbesitzer mit den imperialistischen Staaten. Natürlich tobt bis heute ein ideologischer Kampf darum, ob die «Terreur» Revolutionen immanent ist – oder eine durch den äusseren Druck bewirkte Deformation.

Viel Veranschaulichung liefert Mantel im Aufeinanderprallen ihrer drei Protagonisten. Wie sie von Betrachtern zu Handelnden werden, mitgerissen von den Ereignissen und selbst mitreisend. Worte werden zur Guillotine, ein falsches Wort führt aufs Schafott. Schlimmer noch: «Es gibt Phasen in der Revolution, in denen alleine schon am Leben zu sein ein Verbrechen darstellt, und die Menschen müssen ihre Köpfe herzugeben wissen,



«Rivalen beseitigen»: Der französische Revolutionär Robespierre wird hingerichtet, 28. Juli 1794.

wenn das Volk sie fordert», sagt Robespierre zu Desmoulins. Denn schnell ging es nicht mehr um eine bessere Welt, sondern um die beste aller Welten; Robespierre «hatte eine Republik der Gerechtigkeit, der Gemeinschaft, der Selbstaufopferung im Sinn, er sah ein freies Volk vor sich».

Desmoulins nannte sich selbst den «procureur de la lanterne», Danton duldet als Justizminister die September-Massaker des Jahres 1792, zusammen mit Robespierre formte und lenkte er den Wohlfahrtsausschuss, das eigentliche Machtzentrum der Revolution, der Schreckensherrschaft. Alle drei sahen sich auf ihre Art als Exekutoren des Volkswillens. Als diejenigen, die zur Beförderung der guten Sache, zur Verteidigung der Revolution auch Schlechtes tun müssen. Gegen ihre eigenen Prinzipien verstossen, im Namen eines absoluten Prinzips. Wer sich ihnen in den Weg stellt, verrät die Revolution, schlimmer noch, die «Republik der Gerechtigkeit». Auch Namen wie Danton oder Desmoulins schützen vor diesem Verdacht nicht, nicht mal der Name Robespierre oder Saint-Just.

Wir wüssten, wie es ausging, aber wir wüssten nicht, wie es dazu kam, sagt Mantel. Wir wollen jedoch Ordnung in die Dinge bringen. Aus der Vergangenheit lernen, um die Gegenwart zu begreifen und die Zukunft zu gestalten. Sonst wäre die Geschichte ja nur ein riesiger Ozean, in dem einzelne Ereignisse wie Trümmerstücke zusammenhangslos herumschwimmen. Die Instrumente fürs Einordnen sollte uns die Geschichtswissenschaft liefern. Nur ist sie genauso wenig eine exakte Naturwissenschaft wie die sogenannte Finanzwissenschaft. Also bastelt sich letztlich jeder, manche mit kleinem Besteck, andere mit

grosser Kelle, sein Geschichtsbild zusammen. Manche meinen, alle Antworten zu haben. Andere interessieren sich mehr für Fragen.

Wie es wohl gewesen sein könnte

In diesen ewigen Zwiespalt – hole ich nur aus der Geschichte heraus, was ich vorher in sie hineingetragen habe, oder kann ich den Anspruch erheben, darzustellen, wie es war – stürzt sich Mantel mit einem originellen Ansatz: Sie schreibt, wie es sehr wohl gewesen sein könnte. Dass sie eine Geschichte schreibt – und nicht die Geschichte –, macht ihre Romane über längst vergangene Geschehnisse, über längst zu Staub zerfallene Menschen zu einem Erlebnis. Liefert Erklärungen, aber

Sie liefert Erklärungen, aber keine Gesetzmässigkeiten, keine auf heute übertragbaren Prinzipien.

keine Gesetzmässigkeiten, keine auf heute übertragbaren Prinzipien. Man besucht mit Danton Robespierre in seiner kargen Kammer. Man steht vor Desmoulins und begreift, wäre der wackelige Stuhl, auf dem er während seiner Rede stand, umgefallen, hätte es vielleicht den Sturm auf die Bastille nicht gegeben. Man zittert an der Seite von Cromwell, während er sich am Hofe Heinrichs VIII. seiner Haut erwehrt, ein Wolf unter Wölfen.

Ein Vierteljahrtausend später werden auch in der Französischen Revolution die Brüder zu Wölfen, wollen Brüderlichkeit durch Schrecklichkeit erschaffen. Aber Mantel hütet sich, mehr als Veranschaulichung und Erklärung zu liefern. Wohl deswegen bleiben auch die Figuren Saint-Just und Marat seltsam blass, ob-

wohl sie die ideologischen Treiber der Geschehnisse waren. Immerhin plant sie, einen weiteren Roman über Marat zu schreiben; man darf gespannt sein.

Man legt nach der Lektüre «Brüder» aus der Hand und weiss, dass Mantel dieser Roman mit seinem fast unüberschaubaren Personal und seinen 1100 Seiten etwas zu lang geraten ist. Da hatte sie noch nicht völlig die meisterhafte Souveränität von «Wölfe» und «Falken» erreicht. Aber man bedauert gleichzeitig zutiefst, dass die Geschichte so endet, wie sie eben endete. Indem Danton das Schafott besteigt und dem Scharfrichter Sanson zuruft: «Zeigen Sie den Leuten meinen Kopf. Es ist die Mühe wert.» An dieses historische Ereignis schliesst Mantel noch die literarische Erfindung an, wie sich Robespierre in Vorahnung seines eigenen Todes an seine Mutter erinnert, die klöppelte, «unter ihren Fingern das luftige Muster, es fliegt davon, ins Nichts». Und kontrastiert das mit einer historischen Meldung aus der *Times* vom 8. April 1794, in der das Ende von Danton und Desmoulins kommentiert wird. Ersterer starb, weil es unausweichlich war, dass der «Geschicktere der beiden», also Robespierre, einen Weg fand, «seinen Rivalen zu beseitigen». Der *Times*-Journalist fährt fort: «Wir begreifen nicht, warum Camille Desmoulins, der von Robespierre so unverhohlen protegiert wurde, im Triumph dieses Diktators zermahlen wurde.»

«Sich selber sein im Anderssein»

Ist also das menschliche Streben nach dem Besseren nur vergebliche Mühe? Können auch unlautere Motive das Gute befördern? Muss auch das edelste Motiv – es besser zu wissen und die Massen deshalb zu ihrem Glück zwingen zu dürfen – zu Diktatur und Massenmord führen? Der Leser lernt, dass es wohl besser ist, in der Geschichte und in seiner eigenen Gegenwart Betrachter zu bleiben, nicht zum Handelnden zu werden. Wenn man das Privileg lebt, nicht dazu gezwungen zu sein. Worte wirken, aber wer will schon ernsthaft Verantwortung für die Wirkung übernehmen? Ich für meinen Teil halte Diagnosen für bekömmlicher als Therapievorschlage. Das unterscheidet mich von vielen Wortführern und Weltverbesserern.

Man legt nach der Lektüre das Buch «Brüder» mit Bedauern aus der Hand, weil es noch viel länger sein sollte. Denn selten ist man näher am Begreifen der Geschichte und auch am Nichtbegreifen, wie wenn man Mantel liest. Sich selber sein im Anderssein, näher kann man als Leser diesem Satz von Hegel wohl nicht kommen.

Romane von Hilary Mantel:
Wölfe. 768 S., Fr. 36.90
Falken. 479 S., Fr. 35.90
Brüder. 1100 S., Fr. 36.90
(Alle bei DuMont erschienen.)



1952

Torte mit Käse

Dosensuppe, wenig Kartoffeln und viel Gemüse: 1952 unternahm die *Weltwoche* einen Streifzug durch die amerikanische Küche – und staunte über die gesunde Ernährung, mit der sich die Einwohner damals noch schlank hielten.

Die Spiegeleier werden mit Gelée gereicht, auf der Ananas thront ein Klecks Mayonnaise, und zum Schweinebraten (dem jedoch alles «Rindige» vorgezogen wird) gibt's eine süsse Kartoffel. Und man verlange im Speisewagen des «Pony»-Express zwischen Denver und San Francisco ja nicht einen «Pie with Cheese», wenn man nach einem Stück saftigen Käsekuchens Lust hat. Der schwarze Ober, in einer Uniform, um die ihn die Leibgardisten Haile Selassies beneiden würden, wird Apfeltorte (-pie) mit einer Scheibe goldgelben Käses aus dem Farmland Wisconsin servieren.

Aber zum Glück gibt es bei einer Entdeckungsreise durch die amerikanische Speisekarte auch viele reizvolle Überraschungen. Und an die erstaunlichen Dinge hat man sich schnell gewöhnt. Wenn man sie eine zeitlang genossen hat, möchte man sagen, dass die amerikanische Küche gesünder ist als die – zumindest einiger – europäischer Länder. Auf jeden Fall ist sie leichter bekömmlich. Ohne noch viel darüber nachzudenken, wieviel Kalorien der Mensch täglich zum Leben braucht, benutzen die Hausfrauen in den Staaten nur solche Zutaten, die der Körper benötigt und die ihn nicht aufschwemmen.

Den Ausdruck «Kartoffeln gehören in den Keller» kennt man kaum. Sie werden eingekauft je nach Bedarf, und der ist gering. Das Grundrezept für Bratensaucen, die bei unseren Müttern und Grossmüttern so beliebte Mehlschwitze, ist in Amerika verpönt. Gemüse wird daher in Fett oder Butter gedünstet, und auf Bratensaucen kann man meistens verzichten. [...] Viel rohes Gemüse und viel Salat ist im übrigen die Devise. Der Tag fängt schon gesund an. Beim «Kaffee» sind frühmorgens keine Butter- oder Konfitürbrötchen zu sehen, stattdessen stehen ein Glas Obst- oder Gemüsesaft, eine Grapefruit, die in der Mitte durchgeschnitten ist, Dörrpflaumen oder anderes Obst da. Darauf folgen Spiegeleier mit oder ohne zwei schmale Streifen Schinzenspecks, vielleicht auch stattdessen ein Stück gekochten Schinkens mit zwei Scheiben Toast und Butter. Weissbrot, ganz weiches, wird zu jeder Mahlzeit gegessen.

Ein ander Mal gibt es eine Art Eierkuchen mit Sirupsauce oder – wie entsetzlich – Grützbrei. Und dazu ein Glas Milch oder Kaffee. Nach solchem Frühstück hat es der Amerika-

ner nicht nötig, mit dick belegten Butterschnitten das Haus zu verlassen. Wer auf seine Linie hält oder sich daran gewöhnt hat, isst zwischen dieser Mahlzeit und dem Mittagbrot nichts, höchstens einen «snack», Sandwich oder Spritzkuchen. Eine Tasse Kaffee trinken jedoch die meisten.

Kaffee ...! Amerika, in dem Kaffee gar nicht wächst, gilt allenthalben als das Kaffeeland der Welt. Man hat ihn vom Genuss zum Getränk degradiert und trinkt ihn zu – nicht nach – jeder Mahlzeit. Aber wie er zubereitet



Entdeckungsreise: Jell-O-Ring mit Schlagrahm.

wird! Praktische Hausfrauen benutzen eine Kaffeemaschine. Aber die Gourmets unter den Amerikanern haben längst heraus, dass der darin gekochte Kaffee (und Kaffee soll man bekanntlich nicht kochen) leicht reizend schmeckt. Sie sind zu den alten Prinzipien des Brühens übergegangen. Amerika würde jedoch seinen Ruf als Land der Entdeckungen verlieren, wenn zu dieser alten Weisheit nicht noch ein neuer Trick erfunden worden wäre. Man brüht den Kaffee mit einem rohen Ei. Genauer: ein rohes Ei wird mit der Schale und dem gemahlten Kaffee verrührt, und erst dieser Brei wird gerührt. Es schmeckt ausge-

zeichnet. Nach diesem Kaffee-«snack» kommt das Mittagessen, der Lunch, der jedoch nicht die Hauptmahlzeit des Tages ist. Meist trinkt man nur eine Suppe, die fertig in Büchsen gekauft wird, und isst ein Sandwich dazu.

Man isst die rohen Selleriestiele

Und abends um sechs schliesslich gibt es die warme Mahlzeit des Tages, deren Hauptbestandteil – nach Möglichkeit gegrilltes – Fleisch ist. Auf dem Teller werden auf einem Salatblatt ein paar Orangenscheiben und etwas mit Nüssen bestreuter Quark oder ein anderer «appetizer» appetitlich angerichtet, eine Mühe, die die wenigsten Hausfrauen scheuen. Eine für drei Personen berechnete Kartoffelportion würde bei uns von einer verzehrt werden. Das Gemüse ist, wie schon gesagt, in Butter gedünstet, und meist reicht man zum Braten auch eine Art Preiselbeerkonfitüre.

Kohl sieht man selten. Dafür gibt es Sauerkraut überall zu kaufen, und Sauerkrautsaft ist sogar sehr beliebt. Bevorzugt werden Rüben und grüne Erbsen und Sellerie. Doch wer sich auf einen pikanten weissen Salat gespitzt hat, wird enttäuscht. Man isst die rohen Selleriestiele.

Wenn man diesen Speisezettel kennt, dann wundert man sich auch nicht mehr, wieso die wenigsten Amerikanerinnen Sorge um ihre Taille haben. Ohne Zwischenmahlzeiten können sie bei dieser Kost nicht zunehmen, ja, es ist sogar so, dass viele Ausländer, die an viel Brot, Kartoffeln, Mehlspeisen etc. gewöhnt sind, beim Essen amerikanischer Speisen dünner werden, obwohl sie an Eiweiss, Fett und Vitaminen reicher sind als die gewohnten. [...]

Ein anderer Grund für die schlanke amerikanische Linie liegt auch in dem Fehlen der Cafés. Cafés in unserem Sinne mit riesigen Kuchenbuffets und Nachmittagsmusik kennt man nicht. Auch die Einladung zum Kaffeeklatsch ist unbekannt. Zweifellos wird der amerikanischen Hausfrau vieles leichter gemacht als den meisten europäischen. Sie kann ganze Mahlzeiten fertig kaufen, und wenn sie frühmorgens aus dem Haus geht, ohne den Milchmann gesehen zu haben, dann lässt sie die Haustüre eben offen. Wenn er kommt, stellt er die Flaschen in den Eisschrank, er weiss schon Bescheid.

Dieser Text von Rosemarie Saupe erschien auf der Seite «Die Frau von heute» in der *Weltwoche* vom 25. Januar 1952.

Diäten und Dukaten der Eurokraten

«Kürzen, sparen, verzichten», lautet der Tarif bei Firmen und Privaten. Nicht in der EU-Zentrale. Wie eine neue Studie zeigt, erreichen die Gehälter der EU-Parlamentarier das Neunfache des Durchschnittslohns eines EU-Bürgers. Auch in Deutschland bündeln Euro-Gegner nun ihre Kräfte. *Von Urs Gehriger*

Am Wochenende hat sich der Protest gegen die EU-Zentrale einmal mehr zu einer neuen Partei konstituiert. Der Protest schwelt diesmal nicht in renitenten Ecken der Europäischen Union, sondern mitten im Euroturbo-Land Deutschland. Alternative für Deutschland (AfD) heisst die neue Partei, die am Sonntag im Berliner «Intercontinental»-Hotel aus der Taufe gehoben wurde. Einige Delegierte hefteten sich das Programm in Form eines alten Hundertmarkscheins gleich ans Sakko. «Schluss mit diesem Euro!», lautet ihr Credo: «Die Wiedereinführung der D-Mark darf kein Tabu sein.»

Gegen zehntausend Mitglieder weist die Anti-Euro-Partei bereits auf. Polit-Auguren errechnen ihr ein Wählerpotenzial von zwanzig Prozent für die Bundestagswahl im Herbst. Die Zahl klingt etwas gar optimistisch. Gut möglich allerdings, dass die neue Partei den Spitzenkandidaten Merkel und Steinbrück wichtige Prozente abringt, die diesen letztlich für einen Sieg fehlen könnten.

«Wir wollen die eklatanten Verletzungen demokratischer, rechtsstaatlicher und ökonomischer Grundsätze stoppen», sagt der Hamburger Ökonom Bernd Lucke, Vordenker der AfD. Mangelnder Sparwille, bürokratischer Leerlauf in Brüssel und fürstliche Einkommen sind Themen, welche die Gründungsmitglieder der AfD im Berliner «Interconti» umtreiben. Unterfüttert wird der Unmut durch einen neuen «EU-Einkommensatlas», der Anfang April veröffentlicht wurde.

«Einem Selbstbedienungsladen gleich»

«EU-Parlamentarier verdienen 878 Prozent mehr als EU-Bürger», betitelt das deutsche Konsumentenportal Preisvergleich.de seine Studie. Das klingt marktschreierisch, doch das Zahlenmaterial dokumentiert einen Trend, der bei Millionen von EU-Bürgern Kopfschütteln auslöst: Zwischen Regierenden und Regierten klafft eine eklatante Einkommensschere.

Während die Gehälter von Millionen EU-Bürgern durch Verhandlungen zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften mühevoll ausgehandelt werden, sieht es in der Brüsseler Politik ganz anders aus. «Einem Selbstbedienungsladen gleich können die Parlamentarier in den EU-Demokratien ihre Abgeordnetengehälter und Gehaltszulagen in Eigenregie festlegen: Sie sind Arbeitgeber und Arbeitnehmer in einem», heisst es in der Preisvergleich.de-Studie. Keine Parlamentarier sonst wo in Europa würden über ein so hohes Einkommen ver-

fügen wie die Abgeordneten im Strassburger EU-Parlament. Sparrunden gibt es trotz Krise keine. Im Gegenteil. Die Diäten werden sogar weiter erhöht.

Das Gehalt eines Europaabgeordneten (Diäten) belief sich gemäss Preisvergleich.de Ende 2012 auf monatlich 17 827 Euro. Dieser Betrag setzt sich aus folgenden Positionen zusammen:

- Grundpauschale pro Monat: 7957 Euro.
- Allgemeine Kostenvergütung pro Monat: 4299 Euro.
- Reisekostenpauschale: jährlich 4243 Euro.
- Durchschnittlicher Taggeld-Satz: 304 Euro.
- Gegen Nachweis können die Plenums-Mitglieder des EU-Parlaments zusätzlich Büro- und Personalkosten von monatlich bis zu 21 209 Euro geltend machen. (Diese dürfen allerdings ausschliesslich für Assistentengehälter und administrative Kosten verwendet werden.)

Nur mit Mega-Gehältern könne man die talentiertesten der talentierten Mitarbeiter halten.

Gemessen am durchschnittlichen Monatslohn eines EU-Bürgers von 1824 Euro, verdiene ein EU-Parlamentarier das Neunfache, rechnet das Onlineportal vor. An der Spitze dieser Pyramide des eurokratischen, von Normalverdienern finanzierten Wohlstands stünden die Abgeordneten Bulgariens, die «2051 Prozent mehr Gehalt als die Durchschnittsbürger in dem Balkanstaat» kassierten.

Anders ausgedrückt: Für die Summe, die ein Abgeordneter bei der EU in nur einer einzigen fünfjährigen Legislaturperiode erhält – rund eine Million Euro –, müsse ein Durchschnittsbulgare 108 Jahre arbeiten. Etwas weniger extrem, aber immer noch massiv seien die Einkommensunterschiede in Westeuropa. Ein durchschnittlich verdienender Italiener müsse 45 Jahre arbeiten, um denselben Lohn zu erhalten, den ein Landsmann in einer einzigen fünfjährigen Legislaturperiode im EU-Parlament kassiert. Kaum besser geht es den Briten (40 Jahre Arbeit), Deutschen (39 Jahre Arbeit) oder Luxemburgern (24 Jahre Arbeit).

Die massiven Lohndifferenzen haben zwei prosaische Gründe. Zum einen hat sich das Lohngefälle im Zuge der EU-Osterweiterung vergrössert, wodurch das EU-Gehaltsniveau gesunken ist. Zum anderen sind die Gehälter der EU-Abgeordneten seit drei Jahren verein-

heitlicht worden, und zwar mit Deutschland als Berechnungsgrundlage.

«So ausführlich» sei das Gehaltsgefüge aus Polit-Elite und Regierten in Europa «noch nicht untersucht» worden, konstatiert das Verbraucherportal. Diese Selbsteinschätzung wird allerdings nicht allseits geteilt. EU-Abgeordnete kritisieren, die in der Studie bezifferten Diätenzahlen seien nicht präzise. Es fehle an ausführlichen Erläuterungen, wie sich ein monatliches Einkommen von 17 827 Euro zusammensetze, sagt Martin Ehrenhauser, Mitglied (fraktionslos) des Europäischen Parlaments: Speziell beim zweckgebundenen Budget, etwa für Bürokosten, «ist nicht ausreichend ersichtlich, wie diese Zahl entstanden ist».

Ehrenhauser selbst hat wiederholt die Lohnpolitik in der EU angeprangert. «Wenn ganz Europa spart, können die EU-Gehälter und -Diäten nicht steigen.» Zugleich sprach sich der Österreicher für eine Abschaffung des automatischen Anpassungsmechanismus der EU-Gehälter aus.

Kürzen, sparen, verzichten, heisst es in ganz Europa. Finanzkrise! Doch die EU-Zentrale bleibt eine Tabuzone. Allein schon die Idee einer Nullrunde stösst auf erbitterte Ablehnung. Dies, obwohl die EU ihre Rechnungen kaum noch bezahlen kann. Im EU-Haushalt für das laufende Jahr klafft gemäss eigenen Angaben der EU-Kommission ein Loch von gut elf Milliarden Euro.

Diese Mentalität sorgte beim britischen Premier David Cameron für ostentativ vorgetragene Empörung. Anlässlich der Debatte über den EU-Finanzrahmen 2014 bis 2020 im Februar rechnete Cameron vor, dass ein paar hundert Eurokraten mehr verdienen als er selbst (142 500 Pfund brutto im Jahr). Damit müsse Schluss sein, forderte er, worauf man ihm postwendend Populismus vorwarf.

Hat Cameron übertrieben? Frank Schäffler, Bundestagsabgeordneter der FDP, fragte in Berlin nach. Er wollte wissen, wie viele der fast 46 000 EU-Beamten besser entlohnt würden als die deutsche Bundeskanzlerin (16 800 Euro brutto im Monat, das sind etwa 11 200 Euro netto). Die Antwort lässt aufhorchen. Tatsächlich lag Premier Cameron falsch – nicht Hunderte, sondern Tausende EU-Beamte gehen mit mehr Geld nach Hause als ein europäischer Regierungschef.

Nehmen wir das Beispiel Merkel: 4365 Europa-Diener verdienen gemäss Antwort auf die Schäffler-Anfrage netto mehr als die deutsche



«Überbrückungsgeld» bis 2017: EU-Spitzenpolitikerin Baroness Catherine Ashton.

Kanzlerin. So viele EU-Beamte gehören zur Besoldungsstufe AD 13 und höher. Das ist fast jeder Zehnte in Kommission, Rat und Parlament. Gehaltsmässig so richtig lukrativ wird es in Euro-Land in den Besoldungsstufen AD 14 bis AD 16. Die «Direktoren» und «Generaldirektoren» erhalten jeden Monat bis zu 16 500 Euro netto auf ihr Konto transferiert. Dabei müssen sie sich um Gehaltserhöhungen gar nicht erst bemühen: Alle zwei Jahre erreichen die Beamten «automatisch die nächste Dienstalterstufe».

Leicht verständlich, dass solche Gehälter den Zorn des Arbeiters schüren. Als Leben «in einem Schlaraffenland» bezeichnete Rainer

Holzengel, Chef des deutschen Bundes der Steuerzahler, die «unzähligen und teils üppigen Privilegien» der EU-Beamten. Auf solche Kritik reagiert die EU-Zentrale gewohnt dünnhäutig. Das stimme einfach nicht, dementierte die Behörde, niemand verdiene mehr als Merkel. Den genauen Nachweis blieb Brüssel allerdings schuldig. Kommissions-Vizepräsident Maros Sefcovic verwies stattdessen auf den Bedarf an hochqualifiziertem Personal: «Die EU muss sich immer grösseren Herausforderungen stellen.»

Das Unternehmen Europa müsse sich gegenüber zahlungskräftigen internationalen

Konzernen, der Uno, der Weltbank, dem Internationalen Währungsfonds und internationalen Anwaltskanzleien behaupten. Via attraktive Gehälter müsse man «die Besten holen, die man kriegen kann», so der oberste Personalchef Europas, Sefcovic. Begründungen dieser Art – nur mit Mega-Gehältern könne man die talentiertesten der talentierten Mitarbeiter halten – kennt man von den internationalen Bankgiganten.

Immun gegen Spar-Apelle

Ähnlich wie bei den Granden des Bankwesens hört auch bei Eurokraten die Hausse nicht auf, wenn sie längst aus Amt und Würden entlassen sind. 2010 schüttete Brüssel gemäss Recherchen des britischen *Telegraph* über 1,2 Milliarden Euro an Pensionsgeldern für EU-Bürokraten aus. Anfragen der Zeitung ergaben eine Zahl von 17 471 Pensionären. Im Schnitt lagen die Pensionsbezüge bei jährlich 68 000 Euro, während hochrangige Beamte bis zu 123 000 Euro erreichen.

Auch die regelmässig über den Kontinent verbreiteten Sparappelle, die Aufrufe, das Rentenalter auf siebzig anzuheben – für Brüssel gelten sie nicht. Das durchschnittliche Pensionierungsalter liegt bei 61 Jahren. Doch es besteht eine Regelung, die es Beamten ermöglicht, mit 55 Jahren in den Vorruhestand zu treten.

Besser haben es nur die Europäer der Extraklasse. Wird ein Kommissar «pensioniert», wird er nach seinem Abgang aus Brüssel drei Jahre lang weiter entlohnt, selbst wenn er andere Stellen bekleidet. Jüngstes Beispiel ist die Hohe Vertreterin der EU für Aussen- und Sicherheitspolitik, Baroness Catherine Ashton, 57, deren fünfjährige Amtszeit nächstes Jahr endet.

Mit einem Jahressalär von 287 543 Pfund ist die von ihrem Parteichef Tony Blair in den Adelsstand erhobene Labour-Lady die am zweitbesten bezahlte Politikerin der Welt, obwohl sie bislang keinen einzigen nennenswerten politischen Erfolg ausweisen konnte. Dafür kann sie oft schon donnerstags nach London zu den Kindern eilen. Damit sie nach ihrer Demission nicht ins Nichts fällt, hat sie – wie alle ausrangierten Kommissare – Anspruch auf 40 bis 65 Prozent des Grundgehältes. Bis 2017 wird Ashton jährlich 133 500 Pfund aus Brüssel erhalten. Das sind 400 000 Pfund insgesamt, ohne dass sie dafür einen Finger rühren müssen.

«Überbrückungsgeld» heisst diese Abfindung im EU-Jargon, die selbstverständlich nach reduzierter EU-Rate und nicht nach nationalen Standards versteuert wird. Die Zahlung sei nötig, um die «vollständige Unabhängigkeit» der EU-Kommissare bis zum letzten Amtstag zu garantieren, erklärte ein Kommissions-Sprecher. Dies sei wichtig, damit Kommissare in den letzten Monaten ihres Mandats nicht bereits mit der Jobsuche beginnen würden. «So können sie hundertprozentigen Einsatz leisten.» ○

Aufstieg der Bärtigen

Im Norden von Syrien wächst die Macht der Islamisten. Vom Westen im Stich gelassen, flüchten die Menschen in die Arme radikaler Fundamentalisten.

Von Kurt Pelda

Die Islamisten sitzen am Boden und rauchen unablässig. Die Luft im Wohnzimmer, einem mit Teppichen und Liegematten ausgelegten Raum, ist zum Schneiden dick. Einer der Bärtigen knackt Pistazienkerne auf und kaut sie genüsslich, während er sich auf einem Tablet-PC einem Computerspiel hingibt. Darin greifen zornige Vögel Schweine mit Wurfgeschossen an. Der Spieler nennt sich Abu Ali, was nichts anderes als Alis Vater heisst. Sein Bart ist der längste im Zimmer, und auf dem Kopf trägt er einen schwarzen Turban, wie er ihn von Bildern der afghanischen Taliban kennt. Abu Ali ist 28 Jahre alt und so etwas wie der Chef der Gruppe. Er wurde vor kurzem von einer Panzergranate schwer verwundet.

Das Prinzip «Auge um Auge, Zahn um Zahn» kommt immer mehr zur Anwendung.

Abu Ali duldet keinen Widerspruch. In der metallenen Tür des Wohnzimmers klafft ein rostiges Einschussloch. Hinter vorgehaltener Hand erzählen die anderen Anwesenden, wie es dazu kam. Ein Bekannter sei vorbeigekommen, um Abu Ali ins Gewissen zu reden. Ob denn das ganze salafistische Gehabe, das Nachäffen von Taliban und Al-Qaida-Kämpfern, nicht etwa ein bisschen zu viel des Guten sei? Abu Ali war anderer Meinung. Er zückte seine Pistole und schlug den Mann mit zwei Warnschüssen in die Flucht. Ist das die Art und Weise, wie Syriens Opposition in Zukunft mit kritischen Stimmen umzugehen gedenkt?

«Ich bin ein Terrorist»

Gottesfürchtige Salafisten möchten so leben, wie es der Prophet Mohammed vorgemacht hat. Alle Lebensfragen, behaupten sie, seien im Koran und in der Überlieferung des Propheten abschliessend beantwortet. So gilt es in der «Islamischen Bewegung der freien Syrer», zu der auch Abu Alis Rebellentruppe gehört, als ausgemachte Sache, dass Rauchen Sünde sei. Denn mit Zigaretten schade sich der Mensch selbst, und das habe der Prophet verboten. Trotzdem rauchen Abu Ali und seine Mitstreiter wie ein Schlot. Einige halten sich nicht einmal an das Gebot der fünf täglichen Gebete. Regelmässig in die Moschee geht nur Ammar, mit achtzehn Jahren der Jüngste der Gruppe. Auch er trägt einen buschigen Bart und sitzt am Computer. Leise singt er vor sich hin: «Ich

bin ein Terrorist, ich terrorisiere die Feinde der Religion. Ich bin ein Terrorist und terrorisiere die Feinde Allahs.»

Der 23-jährige Fadi ist ein grossgewachsener, gutaussehender Mann mit vollem schwarzem Haar und einer Vorliebe für dunkle Pilotenbrillen. Freimütig erzählt er, wie es kam, dass er und seine Freunde Salafisten wurden. «Am Anfang, als vor zwei Jahren die Demonstrationen gegen Assad begannen, forderten wir einfach nur Freiheit und Demokratie. Wir wussten, was der Westen für Libyen getan hatte. Keiner von uns wollte damals einen islamischen Staat. Doch dann begannen Assads Schergen, auf die Demonstranten zu schießen. Und wenn sie die Manifestationen nicht stoppen konnten, gingen sie abends von Haus zu Haus und holten die Verdächtigen ab.»

Auch Ammar, der Achtzehnjährige, wurde verhaftet und verbrachte einige Zeit im Gefängnis, wo er gequält und erniedrigt wurde. Solche Erfahrungen trugen zur Radikalisierung vieler junger Syrer bei. Doch Fadi nennt als Schlüsselereignis etwas ganz anderes: «Als Assad versuchte, unseren Aufstand blutig niederzuschlagen, schauten die grossen Demokratien dieser Welt einfach weg. Sie liessen Assad gewähren, und wir zahlten den Preis dafür. Die Einzigen, die uns halfen, waren die Islamisten. Darum stehen wir heute auf ihrer Seite.»

Der Religionskrieg hat begonnen

Es gibt keine zuverlässigen Schätzungen zur Zahl der syrischen Rebellen. Man kann aber annehmen, dass der Widerstand inzwischen mindestens 100 000 Mann stark ist. Etwa ein Drittel dürfte dabei auf radikale Islamisten entfallen – Anteil steigend. Ursprünglich bestand die Freie Syrische Armee (FSA), in der auch heute noch die vergleichsweise gemässigten Kampfeinheiten gruppiert sind, ausschliesslich aus übergelaufenen Regierungssoldaten.

Selbst diese Männer sahen sich unterdessen gezwungen, ihre Bärte wachsen zu lassen, damit sie Unterstützung aus den Golfstaaten und von reichen Arabern erhielten. Nicht Teil der FSA sind diverse salafistische Gruppen, denen die Forderung nach einem islamischen Staat auf der Grundlage der Scharia gemeinsam ist. Die zwei mit Abstand stärksten Formationen sind die sogenannte Unterstützungsfront (Dschabhat al-Nusra) und die schon erwähnte Islamische Bewegung der freien Syrer (Ahrar al-Scham). Sie beide predigen

den Heiligen Krieg nicht nur gegen al-Assad und seine Helfer, sondern auch gegen die als Ketzer verdamnten Alawiten, die Religionsgruppe, der Assad angehört, und die mit ihnen verwandten Schiiten.

Die Syrer fühlen sich vom Westen verraten. Dies gilt nicht nur für die in Europa immer wieder diskutierte, aber nie ernsthaft umgesetzte Idee, gemässigten Widerstandsgruppen mit Waffen unter die Arme zu greifen, sondern auch für die humanitäre Hilfe. Westliche Hilfswerke und staatliche Entwicklungsagenturen mögen den syrischen Flüchtlingen im Ausland helfen, doch im Land selbst kommt kaum Hilfe an. Und das Fazit zur humanitären Hilfe in den von den Rebellen kontrollierten



«Die Einzigen, die uns halfen, waren die Islamisten»:

Gebieten ist erschütternd: Es gibt keine humanitäre Hilfe. Wenn doch Lieferungen ankommen, dann stammen sie fast ausschliesslich von radikalen Muslimen und werden von Gruppen wie Ahrar al-Scham und Dschabhat al-Nusra verteilt.

Damit haben die westlichen Demokratien für viele Syrer jede Vorbildfunktion verloren. Das gilt leider auch für die als westlich empfundenen Vorstellungen von Menschenrechten. In Syrien kommt immer mehr das Prinzip «Auge um Auge, Zahn um Zahn» zur Anwendung. Die Ermordung von Kriegsgefangenen ist bei den Rebellen inzwischen nicht mehr die Ausnahme, sondern die Regel. Im Kreis seiner Freunde erzählt zum Beispiel Abu Ali von der Lust, gefangene Soldaten und regierungstreue Milizionäre abzumurksen. Er bringt das ganz sachlich vor. Und er lässt auch nicht aus, wie er und seine Kampfgefährten sich darum streiten, wer wen meucheln darf. Dabei wirkte Abu Ali noch vor einem Jahr wie ein eben erst erwachsen gewordener Jüngling mit einigen Bartstoppeln im Gesicht. Der Krieg, die Gräueltaten der Al-Assad-Schergen und der Hass

auf sie hat aus ihm einen Killer mit irrem Blick gemacht. Ohne es zu merken, haben sich viele Rebellen in Tiere verwandelt, die der Gegenseite an Grausamkeit kaum noch nachstehen. Der Unterschied ist vorerst nur, dass sie noch keine Gelegenheit hatten, sich auch an der gegnerischen Zivilbevölkerung zu rächen – also zuallererst an Alawiten und Schiiten.

«Die Scharia ist unser Verlangen»

Die Salafisten wollen sich bei der sunnitischen Zivilbevölkerung mit Hilfslieferungen und einer rudimentären Verwaltung beliebt machen. In einigen Orten rund um die Wirtschaftsmetropole Aleppo sorgen sie dafür, dass der Müll weggeräumt wird, sie schlichten Streit und urteilen Verbrecher ab. Damit können sie durchaus punkten, auch wenn ihre religiösen Vorstellungen nicht immer nach dem Gusto der mehrheitlich moderaten syrischen Muslime sind. Vor einer Müllhalde in Aleppo hat die «Abteilung Dienstleistungen des gesetzgebenden Rats» der Stadt, eine Versammlung radikaler Islamisten, zum Beispiel eine Reihe von Schildern aufstellen lassen. Zu lesen sind dort

Sprüche wie: «Mein Muslimbruder, schütze deine Stadt und halte sie sauber, damit du dich und deine Kinder vor Epidemien und Krankheiten schüttest.» Oder: «Die Scharia ist unser Verlangen. Lobe den Propheten!» Vielerorts sind al-Assads Propagandaphrasen durch Slogans mit religiösem Hintergrund ersetzt worden.

Dschabhat al-Nusra steht inzwischen auf der Terrorliste der USA. Washington sieht in der Unterstützungsfrent einen Ableger von al-Qaida. Doch deren Kämpfer – oder je nach Sichtweise «Terroristen» – begnügen sich schon längst nicht mehr nur mit dem bewaffneten Kampf gegen al-Assad. Noch vor wenigen Monaten hielt sich die Unterstützungsfrent mit ihren schwarzen Fahnen im Hintergrund und quartierte sich jeweils nur an Ortsrändern ein. Inzwischen unterhält sie ihre Hauptquartiere mitten in den Städten, für alle sichtbar. Und ihre Mitglieder indoktrinieren die Bevölkerung. So gehören die meisten Imame in der Stadt Asas nördlich von Aleppo zu Dschabhat al-Nusra, wie Einwohner berichten. Beim Freitagsgebet predigt einer von ihnen den Heiligen Krieg gegen Alawiten, Schiiten und Christen nicht nur in Syrien, sondern in der ganzen Levante. «Wir brauchen keine Hilfe aus dem Westen», dröhnt er. «Die muslimischen Länder, die Araber, der Osten und der Westen. Wir haben sie um Hilfe gebeten, aber sie liessen uns zappeln. Jetzt, wo der Sieg nah ist, kommen sie plötzlich und wollen uns sagen, was wir tun sollen. Dabei brauchen wir nur Allah zu fragen.»

Abu Ali und Fadi verlassen das Wohnzimmer mit dem Zigarettenqualm und gehen nach draussen zu einem Audi A4, auf dessen Kühlerhaube die schwarze Fahne von al-Qaida mit dem weissen Kreis und den Worten «Allah – Prophet – Mohammed» prangt. Während sie im Begriff sind einzusteigen, hält ein anderes Auto an. Darin sitzen zwei bärtige Jünglinge aus Deutschland, beide mit arabischen Wurzeln. Sie geben an, in humanitärer Mission in Syrien zu sein – ein Euphemismus, hinter dem sich ausländische Dschihadisten gerne verstecken. Namen und Herkunft wollen die beiden nicht nennen, aus Angst vor Deutschlands Polizei und Nachrichtendienst. Die jungen Männer sind typisch für die Ausländer, die in Syrien gegen al-Assad kämpfen. Entgegen der landläufigen Meinung sind die meisten Dschihadisten junge und völlig kriegsunerfahrene Männer auf Identitätssuche. Sie werden von Ahrar al-Scham und Dschabhat al-Nusra als billiges Kanonenfutter verheizt.

Der schwarze Audi A4 fährt nun zu einem Schneider. Fadis Mutter will ihren Sohn seiner künftigen Ehefrau vorstellen. Dafür hat sich Fadi eine feine Hose anfertigen lassen. Und er will sich seinen Bart abrasieren. «Syrische Frauen mögen keine Bärte», sagt er lachend. Am Schaufenster des Schneiders klebt ein Plakat mit der Aufschrift: «Das Volk will das Gesetz Gottes. Islam ist Gerechtigkeit, Demokratie ist Ungerechtigkeit.» ○



radikale Rebellen bei Dair az-Zur.

Denken wie ein Verbrecher

Kein Schloss ist vor ihm sicher, kein Sicherheitssystem raffiniert genug, er überlistet sie alle: Marc Weber Tobias, von Beruf Schlossknacker, ist ein gefragter Mann in internationalen Geheimdienstkreisen. Von Charles Graeber und Vera Hartmann (Bilder)

Marc Weber Tobias lacht. Und lacht. Das wirkt beunruhigend. Denn es ist das Buahaha-Gelächter eines bösen Genies – und das passt bestens, wenn einer gerade Konstantinopel geplündert, Deep Blue schachmatt gesetzt oder Superman einen Kryptonit-Cocktail gereicht hat, doch es ist verstörend, wenn einer am späten Nachmittag in einem Restaurant mitten in Manhattan ein solches Gelächter ausstösst.

Die anderen Gäste im Lokal blicken zu uns herüber. Doch Tobias bemerkt das nicht, und wenn, dann wäre es ihm sowieso egal. Zerzaust und wild sieht er aus, eine Mischung aus Nerd und Grizzlybär. Sein Tischset ist vollgekritzelt mit Diagrammen, Grundrissen und Pfeilen. Sein Gelächter passt zu ihm wie ein Hut aus Alufolie zu einem Verschwörungstheoretiker. Und es hält volle zwanzig Sekunden lang an.

Doch Tobias ist kein Spinner. Ganz und gar nicht. Er ist ein professioneller Schlossknacker, ein Mann, der, ganz besessen – vielleicht auch zwanghaft –, nur ein Ziel hat: Sicherheitssysteme aufzubrechen. Er spielt nicht, geht selten ins Kino, hat weder Haustiere noch Pflanzen, noch, zurzeit jedenfalls, eine Freundin. Tobias knackt Schlösser. Dann zeigt er der Öffentlichkeit, wie das geht.

Wie viele Leute, die auf ihrem Gebiet besonders gut sind, macht er den erschöpften Eindruck eines Menschen, der alles schon tausendmal erklärt hat. Dutzende Abendessen lang hat er mich Schritt für Schritt angeleitet, einfache Schlösser zu knacken («Äh, stimmt was nicht mit deinen Händen?»), Zahlenschlösser zu überlisten («Ein Affe mit einem Hirnschaden würde das schneller hinkriegen»). Er hat mir beschrieben, wie man sicherheitstechnische Einrichtungen wie Bewegungsmelder («Pah!»), Software zur Erkennung von Gesichtern («Nur schon die Idee ist bescheuert!»), Scanner für Fingerabdrücke («Welchem Kind ist das wohl eingefallen?») und Wärmesensoren («Das schaffst du – vielleicht») austrickst.

Beim Verspeisen von Meeresfrüchten haben wir die Schlüsselkartenschlösser von Hotelzimmern durchgenommen, bei Sandwiches die Safes in Hotelzimmern und beim Dessert den perfekten Juwelenraub.

Wie ein Verbrecher zu denken, macht Tobias Spass. Es hat ihm auch schon Geld eingebracht und den Ruf, der «Rain Man» des Schlösserknackens zu sein. Sogar, wenn Sie noch nie von Tobias gehört haben sollten, kennen Sie ver-

mutlich seine Arbeit: Er hat herausgefunden, wie man Ihr Fahrrad stehlen, Ihre Wohnungstür öffnen, Ihr Gewehrschloss knacken, ihr Flugzeug in die Luft sprengen und Ihre Post abfangen kann. Marc Weber Tobias hat den Bauchschmerzen, die er seinen Opfern verursacht, einen Namen gegeben: das Marc-Weber-Tobias-Problem.

Schlösser zu knacken ist zu gleichen Teilen eine Kunst und eine Wissenschaft. Das gilt auch für die Fähigkeit, Leuten gehörig auf den Senkel zu gehen. In beiden Disziplinen ist Tobias ein veritabler Leonardo da Vinci. Auf seiner Website kann man ein Video streamen, auf dem man sieht, wie präpubertäre Kinder fröhlich ein Gewehrschloss knacken. Das hat ihn weder bei Müttern noch bei Schlossern sonderlich beliebt gemacht. In den letzten zwanzig Jahren ist er von Casino-Betreibern bedroht worden, hat von Hotelketten Hausverbot erhalten, ist von

«Schlossknacker sagen gern, die intellektuelle Herausforderung sei so ähnlich wie beim Schach.»

zahllosen Firmenanwälten gepiesackt worden – und hat jeden Augenblick genossen.

Es geht Tobias aber nicht in erster Linie darum, Mächtigen ans Bein zu pinkeln. Noch darum, berühmt oder reich zu werden. Sein wirkliches Anliegen, sagt er, sei, «Scheisse zu verbessern». Tobias sieht sich als eine Mischung aus Computerfreak und Robin Hood. Wenn er auf Kryptonite-Fahrradschlösser losgeht, Lenkradschlösser (oder die Hotelzimmersafes in einem «Holiday Inn» oder im «Caesars Palace»), dann sieht er sich als Konsumentenschützer, der zeigt, dass diese Sicherheitsvorkehrungen nicht sicher sind. Jedenfalls nicht vor Leuten wie ihm.

Wenn Sie ein Hersteller von Safes oder Schlössern sind, dann haben Sie insofern ein Problem, als Tobias seine Erkenntnisse veröffentlicht. Er sieht das als Glasnost und Dienst an der Öffentlichkeit. Andere sehen es als Gebrauchsanweisung, neben der sich das «Anarchistenkochbuch» wie ein Kochbuch von Betty Bossi ausnimmt. Was Tobias als freie Meinungsäußerung betrachtet, sehen Schlosser und Sicherheitsfirmen als Leitfaden für Kriminelle. Tobias zeige nicht einfach Probleme auf, sagen sie. Er sei das Problem.

Während er in seinem Salat stochert, blättere ich in seinem neuesten Scherz: einem

300-seitigen, von ihm publizierten Hackerporno, in dem er beschreibt, wie er das angeblich nicht aufbrechbare Hochsicherheitsschloss der Firma Medeco geknackt hat, mit welchem militärische Einrichtungen sowie die Residenzen amerikanischer Präsidenten und britischer Royals gesichert werden.

«Das wird einen gottverdammten Aufstand geben, darauf kannst du Gift nehmen», sagt er und wischt sich mit der Papierserviette eine Freudenträne aus dem Gesicht.

Die Ein-Cent-Münze im Zehn-Cent-Schlitz

Manche Marc-Weber-Tobias-Probleme schrecken Unternehmen auf. Andere enden mit einem Beratervertrag, dem Zurückziehen gerichtlicher Klagen oder der erzwungenen Verbesserung von Produkten. Doch sie beginnen, wie alle Hacker-Geschichten, mit einem nerdigen Jungen, der in einer Kellerwerkstatt Dinge auseinandernimmt.

Tobias' Werkstatt lag in einer Vorstadt von Denver, und zwar in den fünfziger Jahren, als nicht das Internet das weltweit grösste Telekommunikationsnetz war, sondern das Telefon. Um sich in den öffentlichen Telefonzellen der USA ins Telefonnetz einzuwählen, musste man zehn Cents bezahlen; Tobias fand heraus, wie sich das mit einem Cent machen liess. Das fand er zunächst faszinierend, dann enttäuschend: Man musste nur im richtigen Moment den Münzrückgabeknopf drücken und die Ein-Cent-Münze in den Zehn-Cent-Schlitz werfen, und schon hatte man eine Verbindung. Ganz schön blöd.

Einem 15-jährigen Tunichtgut ging es natürlich nicht darum, billig telefonieren zu können. Die Maschine zu besiegen, das Schloss zu knacken, war ihm vielmehr ein Beweis dafür, dass er besser war als die Deppen, die sich alles gefallen liessen.

Von diesen frühen Triumphen erzählt Tobias mit sichtlicher Begeisterung. Auf den ersten Blick wirkt er abweisend und brummig, doch bei diesem Thema gerät er ganz aus dem Häuschen. «Schlossknacker sagen gern, die intellektuelle Herausforderung sei so ähnlich wie beim Schachspielen», erzählt er. «Dabei ist es viel besser, denn du trittst ja an gegen schlaue Köpfe und Einrichtungen, in die man Millionen gesteckt hat, um Leute wie dich aussen vor zu behalten.»

Während in den sechziger und siebziger Jahren an seiner Universität Proteste und Drogen angesagt waren, arbeitete Tobias in mönchi-



«Du trittst an gegen Einrichtungen, in die man Millionen gesteckt hat»: Schlossknacker Tobias.

scher Enthaltbarkeit daran, das Generalschlüsselsystem für die Schlafräume zu knacken, das auf Stiftzuhaltungen beruhte. Einem merkwürdigen Einzelgänger wie ihm brachten Schlösser viel mehr Befriedigung als alles in der Welt da draussen. «Ich habe die Frauen zugunsten von Schlössern aufgegeben», lacht Tobias. «Deren Probleme sind nachvollziehbar, und wenn du dich lange genug damit beschäftigst, kannst du sie sogar lösen.»

An Wochenenden galt sein Interesse den auf Scheibenzuhaltungen beruhenden Schlössern von Schreibtischschubladen, Kombinationschlössern an Spinden und schliesslich einfachen Safes. Die technischen Details füllten zunächst nur Notizhefte, dann einen ganzen Aktenschrank. Als er kurz vor dem Abschluss stand, hatte Tobias die Grundlagen für eine Hacker-Enzyklopädie beisammen, die sich im Lauf der nächsten Jahrzehnte zu einem Buch und dann zur Multimedia-CD-ROM mit dem Titel «Locks, Safes and Security: An International Police Reference» entwickeln sollte (1412 Seiten, 220 Dollar). In Fachkreisen heisst sie schlicht «die Bibel».

Anderen Leuten auf den Wecker zu gehen, das beschloss Tobias zu seiner Berufung zu machen, und so drängte sich ein Jurastudium auf sowie die Ausbildung zum Privatdetektiv und zum Betreiber von Lügendetektoren. Bald half Tobias der Polizei, Gangster abzuhören und in Krankenhäusern und Kirchen verborgene Kameras zu installieren, um drogensüchtige Nachtschwärmer und pädophile katholische Priester zu erwischen. («Das hat grossen Spass gemacht», sagt Tobias, «mir als Juden natürlich ganz besonders.») Und wenn es im Lauf einer Ermittlung mal nötig war, eine verschlossene Tür zu öffnen oder ein Sicherheitssystem auszuschalten – auch dafür hatte er so seine Methoden.

Damit war Tobias normaler Masstäben zufolge zu einem erfolgreichen Erwachsenen geworden, doch tief in ihm drin steckte noch immer der 15-jährige Bastler, der gern Stunk machte. Das gelang ihm, indem er in Sioux Falls den Hersteller von Parkuhren öffentlich blossstellte, in Minneapolis Hotelsafes knackte (worauf ihm die «Marriott»-Kette Hausverbot zu geben versuchte) und drohte, die Hotelsafe-Knacknummer in Las Vegas auf der Bühne vorzuführen. («Das fanden die Sicherheitsleute von «Caesars Palace» kein bisschen lustig», sagt Tobias.)

Nachdem der fünfzigste Jahrestag der Bombardierung von Pearl Harbour ohne ein Wort der Entschuldigung von Seiten der japanischen Regierung verstrichen war, beschloss Tobias, einen Überraschungsangriff auf eine japanische Firma zu führen, indem er den Code für die magnetischen Schlüsselkarten-Zimmerschlösser von deren Hotels knackte.

«Was bringt mich als Juristen dazu, Schlösser aufzubrechen? Die Frage der Haftung. Viele Firmen sind arrogant, habgierig und dumm

und stellen so ein Risiko für die Öffentlichkeit dar. Denen gebührt nichts anderes als ein Marc-Weber-Tobias-Problem.» Und solche hat er über die Jahre allen möglichen Firmen beschert: Elsafe und dem Hersteller der Lenkradschlösser The Club, den Herstellern von Targus-Kombinationsschlössern und Masterschlössern, von iPod-Leinen und Laptop-Kabeln. Ein Kryptonite-Fahrradschloss knackte er mit einem Kugelschreiber, Postschliessfächer mit einem gefeilten Schlüssel und elektronische Sicherheitssysteme zum Schutz von Häusern setzte er mit einem UHF-Walkie-Talkie ausser Betrieb. Das machte ihm Spass. Und die Firmen sahen sich gezwungen, ihre Produkte technisch zu verbessern. Seinem Motto getreu, zwang Tobias sie, «Scheisse zu verbessern». Alles lief spitzenmässig. Dann, zu Beginn der Nullerjahre, interessierte sich Tobias immer heftiger für das Crack-Kokain im Bereich des Schlösserknackens, die sogenannte Schlagtechnik. Sie sollte ihn zu einem Schlossknacker führen, der ähnlich besessen war wie er selbst, und zum grössten Sicherheitsdrama seiner Karriere.

«Es gibt keine Geheimnisse mehr»

Die Schlagtechnik ist simpel: Ein Schlüssel, der an jeder Stiftposition auf den tiefsten Einschnitt gefräst worden ist, der für diesen Zylindertyp möglich ist, wird in ein Schloss gesteckt. Geschieht dies sehr schnell, durch einen

«Ich habe die Frauen zugunsten von Schlössern aufgegeben. Deren Probleme sind nachvollziehbar.»

leichten Hammerschlag, werden alle Stifte vorübergehend in die Position gebracht, die das Drehen des Zylinders erlaubt. Wie die Nummer mit dem Kugelschreiber und dem Kryptonite-Fahrradschloss ist auch die Schlagtechnik ein gefundenes Fressen für Bösewichter. Jeder Depp mit ein paar Werkzeugen und nur dem primitivsten technischen Geschick kann so weltweit die meisten billigen Türschlösser knacken. Die Technik ist in Europa seit den zwanziger Jahren bekannt, doch in den USA kannte man sie kaum, bis Tobias sie 2004 bei Hackerkonferenzen vorführte.

Natürlich stürzten sich die Medien darauf und kündigten eine Welle von Schlagtechnik-Einbrüchen an. Dutzende Male wurde Tobias interviewt für Angstmacher-Beiträge, wie Fernsehsender sie gern zwischen dem Sport und den Wettervorhersagen bringen. Man malte sich aus, wie Kinder Tobias' Video studierten, dann das Schloss von Papas Pistole knackten und Löcher in Dinge schossen, denen das nicht guttat. Oder wie Junkies nun auf Beutezüge gingen. Hotelzimmer, das wusste man jetzt, waren nicht sicher und zogen Einbrecher und Vergewaltiger geradezu magisch an. Ein gigantischer

Reissverschluss war aufgerissen worden, unsere Unschuld mitsamt unserem Bargeld, den Juwelen und allerlei elektronischen Gerätschaften war ein für alle Mal verloren.

In seinem aufklärerischen Furor hatte Tobias allerdings ein praktisches Problem ausser Acht gelassen: Schlösser sind anders als Software, man kann kein Patch herunterladen, um das Türschloss zu verbessern. Wer nicht in die Tasche greift, um ein besseres Schloss zu kaufen, ist verwundbar. Entsprechend viele Hassbriefe bekam Tobias von Schlossern und Müttern. Doch das kratzt ihn nicht. «Glauben Sie allen Ernstes, Ignoranz schützt Sie vor Gefahr?», fragt er. «Es gibt keine Geheimnisse mehr. Und wer ist schuld daran, liebe Mütter? Das Internet.»

Während viele Schlosser sich in ihrer Existenz bedroht sahen, witterte ein Unternehmen namens Medeco High Security Locks eine Marketingmöglichkeit. Seit vier Jahrzehnten gibt Medeco den Ton an in Sachen *high security*. Der technische Begriff bedeutet, dass ein Schloss zehn bis fünfzehn Minuten lang einem Einbruchversuch widerstehen kann. Medeco hat einige der besten Schlösser fabriziert, die es je gegeben hat, und mit ihnen hat man alles Mögliche gesichert: Verkaufsräume, Firmen, das amerikanische Verteidigungsministerium, Uno-Gebäude, militärische Einrichtungen und Munitionsfabriken in aller Welt. 2009 brachte das Unternehmen ein neues Schloss auf den Markt: das Medeco 3, ein Versprechen aus Messing und Stahl.

Die Firma posaunte in die Welt hinaus, das Schloss schütze die Anwesen britischer Royals und des US-Präsidenten. In einer Presseerklärung wurde betont, dass billige Schlösser mit der Schlagtechnik geknackt werden könnten, doch «manche Schlösser sind gegen die Schlagtechnik gefeit». Und es sei an den Konsumenten, «sich dieser Unterschiede bewusst zu sein».

Die Schlagtechnik erwies sich als PR-technischer Segen für Medeco mit ihren Hochsicherheitsschlössern, die hundert Dollar und mehr kosteten, und Tobias war der amerikanische Prophet dieser Technik. Doch während Clyde Roberson, der technische Leiter von Medeco, sich bei Tobias für die Werbung bedankte, begann dieser eine neue Botschaft zu predigen: Medecos Produkte seien gut, aber keineswegs so gut, wie die Firma behauptete. «Ich sagte ihnen immer wieder, es sei eine schreckliche Idee, damit zu werben, ihre Schlösser seien gegen die Schlagtechnik gefeit», sagt Tobias.

Goliath antwortet nicht

Dafür gab es einen guten Grund: einen jungen lateinamerikanischen Schlosser, der zufälligerweise ebenfalls Tobias hiess. Wie Marc Tobias hatte auch Tobias Bluzmanis seine Schlossknackerkarriere damit begonnen, dass er im Keller seiner Eltern Dinge auseinandernahm, in seinem Fall lag dieser Keller in Cara-

cas, Venezuela. Nachdem er nach Miami gezogen war, verbiss er sich in die Idee, ein Gerät zu erfinden, mit dessen Hilfe er die Position der Stifte in einem Medeco-Schloss feststellen konnte. Als Medeco kein Interesse zeigte, wandte Bluzmanis sich an Tobias. Diesen beeindruckte es, dass dem jungen Mann seine Erfindung gelungen war, obschon er kein Ingenieurstudium absolviert hatte. Er erkannte in Bluzmanis einen möglichen Geschäftspartner.

Ab Juli 2006 trafen sich die beiden regelmäßig in einer Schlosserwerkstatt in Miami, um die Schwachstellen von Medeco ausfindig zu machen. Im Dezember hatten sie eine Methode entdeckt, mit deren Hilfe sie ein Medeco 3 in einer Minute öffnen konnten. Tobias rief Roberson an, um ihm die Neuigkeit zu berichten. «Wir dachten, das würde ihn ebenso sehr interessieren wie uns», sagt Bluzmanis. «Doch der sagte nur: <Nein. Das ist unmöglich. Die Schlösser müssen defekt gewesen sein.>» Daraufhin schickten die beiden Roberson die Schlösser und ein Video davon, wie sie die Schlösser knackten. Dann warteten sie. Und warteten.

Das Treffen, das nie stattgefunden hat

Was hatten sie erwartet? Vielleicht eine Pressekonferenz und Glückwünsche dafür, dass es ihnen gelungen war, das Schloss zu knacken? Sie hatten immerhin auf Video festgehalten, wie sie Goliath den Garaus machten. Doch Goliath schien das egal zu sein. Er antwortete nicht einmal mehr auf Telefonanrufe, wie Tobias erzählt. Während des Essens fragte ich ihn, ob ihn das genervt habe. «Genervt?», schreit er, und ich muss meinen Teller vor fliegender Spucke beschützen. «Aber hallo! Natürlich hat mich das genervt. Das sollte jeden nerven!»

«Es geht nicht um mich. Es geht darum, was mit diesen Schlössern geschützt werden soll. Die Medeco-Leute hätten einfach nur sagen müssen: <Marc, du hast recht. Wir haben uns getäuscht. Das müssen wir öffentlich zugeben und dann das Problem angehen.> Doch nichts davon. Sie haben mich vielmehr als Erpresser bezeichnet und den Ruf von Marc Tobias zu zerstören versucht», sagt er und sticht in das unschuldige Tischtuch. «Doch dafür werden sie mir bezahlen. Und Arroganz kostet extra.»

Als Erstes schrieb er ein weiteres enzyklopädisches Handbuch mit dem Titel «Open in Thirty Seconds», in dem er minutiös beschrieb, wie sie die Schwachstellen von Medeco ausgenutzt hatten – und wie unsereiner das auch tun konnte. Zur Krönung schrieb er eine dreiste Einleitung, in der er sich bei Clyde Roberson von Medeco dafür bedankte, dass er «das hier ermöglicht hat». Er liess 3000 Exemplare drucken, packte Schlösser, Socken und Unterhosen ein und ging auf Reisen.

Vielleicht fand das Treffen in Myrtle Beach statt, in Dallas oder in Dubai. Oder auch in



Sieben Sekunden: mit präparierten Schlüssel.

Kuala Lumpur oder Amsterdam oder San Francisco. Das ist egal. Offiziell hat ohnehin niemand daran teilgenommen, denn Leute, die in amerikanischen Bundesbehörden für Sicherheitsfragen zuständig sind, tragen weder Uniformen noch Namensschilder. Sie stellen sich nicht mit Namen vor, und sie sprechen nie, nie offiziell. Kommt es zu einem Treffen, dann auf eine persönliche Einladung hin in irgendwelchen Mietwohnungen voller Styroporbecher und milchfreier Getränkeaufheller. In ihrem Universum herrscht vollkommene Geheimhaltung und wird alles abgestritten, geht es um die Geheimnisse ganzer Nationen und um den berühmten roten Knopf, den der Präsident drücken kann. Und mit Vorliebe tragen sie Dockers und Ecco-Schuhe.

Doch selbst in dieser Schattenwelt gab es noch gewisse Glaubenssätze, und dazu gehörte die Verlässlichkeit von Medeco-Schlössern. Sie waren noch immer der Inbegriff von *high security*. Man konnte sie nicht rasch und leise knacken, das wussten diese Männer, und zwar seit Jahrzehnten.

Da sassen sie nun. Tobias klickte sich durch seine Powerpoint-Folien, dann machte er Licht. Auf einem Tisch lagen neue Medeco-Schlösser, Einbruchswerkzeug, Hämmer für die Schlagtechnik, gefeilte Schlüssel, eine Büroklammer und ein Schraubstock. Ein fabrikneues Medeco-Schloss nach dem anderen wurde ausgepackt, und während die Kamera lief, wurde ein Schloss nach dem anderen geknackt. Keines der Medeco 3 hielt zehn bis fünfzehn Minuten lang stand, also lang genug, um Anspruch auf die Qualifikation *high security* zu haben. Eines war bereits nach sieben Sekunden geknackt.

«Das ist der Unterschied zwischen <Du bist drin> und <Du bist tot>», sagte einer der Experten.

«Das gibt's doch nicht», sagte der Mann von der europäischen Organisation für militärische Sicherheit.

«Du liebes bisschen», sagte der Mann mit der Tarnanzug hose und dem Haarschnitt eines Marinesoldaten.

«Hm», sagte der Sicherheitsmann einer amerikanischen Regierungsbehörde.

Tobias verkniff sich ein Grinsen. «Sie alle wissen ja, was mit solchen Schlössern geschützt wird...»

«M-hm», sagte der amerikanische Spion. Das Schloss war offen. Das sollte nicht so sein. Er hielt es zwischen zwei Fingern wie ein radioaktives Stück Scheisse. «Das», sagte er, «ist ein Problem.»

Wie lange schon betrieb Tobias seine Kampagne? Wussten die Chinesen auch schon Bescheid? Man konnte sehen, dass die Hälfte der Männer dachte: «Verdammte Scheisse, wenn die Terroristen nur halb so schlau wie die Hacker sind, dann haben sie schon gewonnen», und die andere Hälfte: «Verdammte Scheisse, wie können wir den Trick anwenden, um alle anderen in den Arsch zu ficken?»

Danach wendete sich das Blatt: Medeco sah sich gezwungen, Bluzmanis und Tobias als Berater anzustellen. Tobias hatte gewonnen. Das bedeutete aber nicht, dass er zufrieden war.

Der Sieg hatte ihn nur noch hungriger gemacht. Ende letzten Monats kehrten Marc Tobias und Tobias Bluzmanis nach Sioux Falls zurück, um mit dem Deputy Chief der U.S. Consumer Product Safety Commission zu frühstücken. Man kam zwangsläufig auf Tobias' Lieblingsthema zu sprechen.

Zu einem Zeitpunkt, als einmal mehr der Kampf um die Waffenkontrolle in den USA tobte, hatte Tobias ein Video ins Netz gestellt. Darin sah man, wie leicht sich private Waffensafes öffnen liessen, und zwar mit Dingen, die in den meisten Haushalten herumlagen, wie Trinkhalme oder Draht.

Auf dem Video sah man einen Dreijährigen, der genau das tat. Nun zeigte es Tobias dem stellvertretenden Leiter der Kommission für Produktesicherheit. Zufälligerweise hatte Tobias auch verschiedene Modelle von Gewehrschlössern dabei; er schob das Geschirr beiseite und knackte sie mittels der Schlagtechnik. «Dann nimmt Toby eine Gabel, steckt einen der Zinken ins Schloss und öffnet es», sagt Tobias und grinst. «Der Mann von der Sicherheitskommission hat seinen Augen nicht getraut.» Dann gingen sie über die Strasse in ein Geschäft für Sportartikel und Gewehre und öffneten dort allerlei Behälter mit Kombinationsschlössern.

«Dieser Morgen», lacht Tobias, «war ganz nach meinem Geschmack.»

Aus dem Amerikanischen von Thomas Bodmer

Der Superagent

Er ist der einflussreichste Spielervermittler der Welt. Beim spanischen Meister Real Madrid, der am Mittwoch im Halbfinal der Champions League steht, kontrolliert er die halbe Mannschaft. Wie hat sich Jorge Mendes den Fussball-Globus unter den Nagel gerissen? *Von Peter Hartmann*



«Zwanzig Stunden pro Tag am Telefon»: Geschäftsmann Mendes (r.).

Im Fussball ist vieles Zufall. Wie damals, als Nuno Herlander Simoes Espirito Santo, ein baumlanges Torhüter vom afrikanischen Inselzwergerstaat São Tomé und Príncipe, in einer Bar des portugiesischen Städtchens Guimarães den arbeitslosen Spielerkollegen Jorge Paulo Agostinho Mendes traf. Nuno war zwanzig und träumte von einem Job beim FC Porto. Mendes war bereits 28, ein Gescheiterter, der seine Illusionen von einer Profi-Karriere begraben hatte und sich im kleinen Nest Caminha am Minho, dem nördlichen Grenzfluss zu Spanien, mit einer Disco und einem Videoverleih über Wasser hielt.

Heute ist Jorge Mendes der einflussreichste Player im globalen Fussballgeschäft mit einem Spielerportefeuille im Marktwert von über einer halben Milliarde Euro und 400 Millionen Jahresumsatz. Ein diskreter Diplomatentyp, der nie vor die Kameras drängt, un-

auffällige Massanzüge trägt und behauptet, zwanzig Stunden am Tag zu telefonieren. Auch Nuno mag nicht klagen. Er ist derzeit Trainer des iranischen Nationalteams.

Es ist siebzehn Jahre her, seit Mendes an der Barkante den Plan entwickelte, wie er den Torhüter Nuno zum FC Porto lotsen könnte: «Du musst zuerst ins Ausland, damit wird dein Name interessant.» Es war der Beginn eines wunderbaren Geldvermehrungsprojekts und einer unendlichen Odyssee des Torhüters an der Strippe seines neuen Managers: über La Coruña und andere Stationen als Leihspieler, bis Nuno 2002 tatsächlich in Porto anheuerte.

Mendes hatte mittlerweile die Firma Gestifute gegründet und einen blühenden Handel mit portugiesischen Spielern in die englische Premier League aufgezogen. Das Juwel Cristiano Ronaldo transferierte er als Achtzehnjährigen von Sporting Lissabon zu Manchester

United. Und er sicherte sich das Handelsmonopol und auch das Vertrauen und das Mandat des Porto-Trainers José Mourinho, um den sich die Fussballwelt zu reissen begann, nachdem er 2003 den Uefa-Wettbewerb und 2004 die Champions League gewonnen hatte.

Der silberhaarige Taktik-Guru aus Setúbal, der wie ein melancholischer Doppelgänger von George Clooney daherkommt und, wie sein Manager Mendes, als Spieler nie eine grosse Nummer war, erlitt zwar die schlimmste narzisstische Kränkung seiner Karriere, als ihn der russische Oligarch Roman Abramowitsch bei Chelsea wieder hinauswarf, weil Mourinho die Vorgabe, die Champions League, nicht erfüllt hatte. Doch der Erleuchtete kompensierte die Schmach, indem er die europäische Königstrophäe ein zweites Mal mit Internazionale Mailand eroberte – und mit einem rächenden Treuebruch, als er noch in der Siegesnacht trotz des höchsten Salärs, das je ein Trainer verdiente, Fahnenflucht beging und zu Real Madrid überlief. Sein Komplize Jorge Mendes hatte diesmal sogar einen Vierjahresvertrag für rund sechzig Millionen Euro netto herausgepokert. Und Mendes selber kassierte die übliche Provision, mutmassliche zehn Prozent wie bei allen seinen Deals.

Schlägerei auf dem Flughafen von Lissabon

Der Superagent hat letzte Woche, kaum beachtet, den zwanzigjährigen französischen Real-Abwehrspieler Raphaël Varane in seine Spielerkollektion eingetragen. Damit kontrolliert Mendes faktisch neben dem Trainer Mourinho auch schon die halbe Real-Mannschaft, allen voran Ronaldo. Dessen Vertrag läuft 2015 aus, die Ausstiegsklausel von 125 Millionen Euro wird dann verfallen, Real wird also für ihn nichts mehr bekommen oder muss ihm ein neues, noch grossartigeres Angebot vorlegen. Auch Mourinho könnte 2014 oder schon in diesem Sommer zum Meistbietenden wechseln. Ein monumentaler Interessenkonflikt, denn mit dem Superstar und dem Supertrainer als Doppelwaffe in seiner Hand kann Mendes die Verhandlungen nach Belieben diktieren.

Er ist nach wie vor der Delegierte in Transfersgeschäften des FC Porto, für den er das riesige Talent-Reservoir in Brasilien abfischt. Er managt auch den brasilianischen Nationaltrainer Felipe Scolari. Zum Stall Mendes' gehören ferner der kolumbianische Goalgetter Radamel Falcao von Atletico Madrid, den derzeit alle grossen Klubs jagen, und der brasiliana-

nische Abwehrspieler Thiago Silva von Paris St-Germain, der gesuchteste Mann seines Fachs. Seit dem Kauf und dem Verkauf Ronaldos besitzt Mendes das Wohlwollen des Manchester-United-Patrons Sir Alex Ferguson, mit dem er auch über den ehemaligen portugiesischen Nationaltrainer und langjährigen Ferguson-Assistenten Carlos Queiroz verhandelt ist.

Seit er sich vor zwölf Jahren auf dem Flughafen von Lissabon mit dem Agenten von Luis Figo geprügelt hat, tritt Jorge Mendes kaum noch ins Rampenlicht. Nie hat ein einzelner Agent über ein derartiges Netz von Beziehungen und Abhängigkeiten und eine derartige Machtfülle verfügt – in einer übel beleumdeten, intransparenten Branche, in der alle Akteure, die Agenten wie ihre Klienten, nur am schnellen Profit interessiert sind. In diesem Dschungel kämpfen seriöse Headhunter und Makler ebenso wie marodierende Piraten, gierige Blutsauger, jegliche Arten von luschen Profiteuren, Scharlatane, windige Glücksritter und Parasiten um die Beute.

Sie sind nicht immer durchschaubar. Der erste Manager, der Diego Maradona betrog, war sein Jugendfreund, dem er das Studium bezahlt hatte. Der zweite, der ihn beinahe ruinierte, war zugleich sein Drogenlieferant.

Das grenzüberschreitende Gewerbe unterläuft alle Regulierungsversuche. Der Fussball-Weltverband hat zwar ein Zertifikat für Fifa-Agenten eingeführt. Der Ansturm ist enorm, die Anforderungen sind bescheiden, und doch fallen über neunzig Prozent der Anwärter durch, selbst wenn, wie vor zwei Jahren in Italien, die Prüfungsergebnisse unter der Hand schon im Voraus für 2000 Euro im Internet angeboten wurden. Selbst in der kleinen Schweiz tummeln sich etwa achtzig Vermittler. Der bekannteste, der St. Galler Pizzeriaebesitzer Viniçio Fioranelli, war vor fünfzehn Jahren mit Lazio Rom blendend im Geschäft, doch dann stürzte der Besitzer Sergio Cagnotti als Bankrotteur ab. Zuletzt wurde Fioranellis Verhaftung in Österreich gemeldet. Er steht unter Verdacht wegen Aktienkursmanipulationen und eines betrügerischen Übernahmeverstehens der AS Roma, des andern Römer Klubs.

Die Schere zwischen den Schulden (1,7 Milliarden Euro in Europas Top-Ligen) und den Spielergehältern (8,6 Milliarden) klappt immer bedrohlicher auseinander. Klubs wie Real und Barcelona, Milan und Inter wären ohne Mäzenatentum pleite, Manchester United wird von Heuschrecken ausgeblutet, solid rechnen können momentan nur die Deutschen in München und Dortmund und der FC Basel.

Der deutsche Bundestrainer Sepp Herberger nannte sie «Menschenhändler», und der Erste, der das Geschäft erkannte, das im Ball steckte, war der ungarische Rechtsanwalt Dr. Georg-Otto Ratz, der in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts aus einer Hochhausetage in Rie-

hen bei Basel hauptsächlich deutsches Spielerpersonal vermittelte und als «Mister Zehnprozent» auch schon seinen Tarif durchsetzte. Ein klandestines Gewerbe, das jedoch vom Lärm lebt, den die Agenten mit gestreuten Gerüchten in den Medien verursachen. In Afrika und Lateinamerika halten Legionen von Scouts mit und ohne Auftrag Ausschau nach Frischfleisch.



Doppelwaffe: Reals Mourinho (l.), Ronaldo.



Sieben Sprachen: Agent Raiola (l.), Star Balotelli.

Ein Jorge Mendes in der gleichzeitigen Rolle als Marktmacher, heimlicher Personalchef und als Import-Export-Agentur wäre beispielsweise in den hochprofessionellen nordamerikanischen Profi-Ligen (Basketball, Eishockey, Football, Baseball) undenkbar. Im europäischen Fussball sind solche Interessenkonflikte eine Frage des Machtbewusstseins. Auch im Musterklub Bayern München. Robert Schwan, ursprünglich ein Gemüsehändler, war Klubmanager und gleichzeitig der private Interessenvertreter Franz Beckenbauers, und gemeinsam gründeten sie mit Horst Dassler von Adidas heimlich die ISL, die berühmte Marketingagentur, die vor zwölf Jahren zusammenkrachte und den Korruptionsskandal in der Fifa hinterliess. Der «Kaiser» trug selber ohne Skrupel die verschiedensten Hüte als Funktionär und Selbstvermarkter.

Mendes sieht weit über den Stadionrand hinaus. 2008 ging er eine Partnerschaft mit der

Creative Artists Agency ein, der führenden Starvermarktungsagentur in Hollywood mit Klienten wie Tom Cruise, Penélope Cruz, Tom Hanks, Robert De Niro, Steven Spielberg und Bruce Springsteen. Ins Album gehört jetzt auch Ronaldo. Mendes leistet einen Full Service von Sponsorenvermittlung, medizinischer Betreuung, Anlageberatung und Karriereplanung. Es ist die Fortsetzung des Modells, das vor sechzig Jahren der Amerikaner Mark McCormack und seine Agentur IMG für die damaligen weltbesten Golfer Arnold Palmer und Jack Nicklaus entwarfen.

Ausnahmen Beckham und Messi

Es gibt auch bewundernswerte klassische Aufsteiger-Biografien, wie etwa diejenige des 2011 verstorbenen Norbert Pflippin, eines städtischen Beamten in Mönchengladbach, der für Günter Netzers Jaguar die Autonummer regelte und sein Kofferträger wurde, dann sein Manager und mit der Zeit ein ganzes Team mit Kahn, Sammer, Matthäus, Effenberg, Deisler und Podolski in seiner Kundenkartei versammelte.

Mendes' Konstrukt erinnert an den Turmbau zu Babel. Der Wahn, den Fussball zu beherrschen, ist schon einmal gescheitert, in Italien, wo der einstige Bahnhofsvorstand Luciano Moggi als Sportdirektor von Juventus Turin den Spielermarkt dirigierte und die Schiedsrichter nach seiner Pfeife tanzen liess. Er wurde lebenslänglich aus dem System radiert.

Mino Raiola, ein italienischer Secondo aus den Niederlanden, fing nach zwei Semestern Jura als Sportdirektor in Haarlem an, machte die Buchhaltung in der Familienpizzeria und stellte als Berater der niederländischen Spielergewerkschaft fest, dass er die Transfersgeschäfte besser selber erledigen sollte. Er verhandelt mittlerweile in sieben Sprachen. Sein Meisterwerk, quasi das Denkmal seiner Geschäftstüchtigkeit, ist der schwedische Stürmer Zlatan Ibrahimovic, der mit seinen Wechseln von Malmö zu Ajax zu Juventus zu Inter zu Barcelona zu Milan zu Paris St-Germain 300 Millionen Euro Gesamtumsatz bewegte, Minos eigene Provisionen nicht eingerechnet, und überall mit Titelgarantie. Raiola verfügt auch über die Prokura des jungen Italo-Stürmers Mario Balotelli (bisherige Karriere-route: Inter Mailand–Manchester City–Milan). Er residiert in Monte Carlo und fährt immer den neuesten Ferrari.

Zwei Spieler, ausgerechnet die beiden Lichtgestalten des Fussballplaneten, lassen keinen Agenten an ihre Haut. David Beckhams Geschäfte (dreissig Millionen Euro Jahreseinkommen) führt der Showbiz-Unternehmer Simon Fuller. Lionel Messi, der gleichfalls dreissig Millionen verdient, verlässt sich auf die Familie, auf Vater Jorge und Bruder Rodrigo, einige festangestellte Marketingfachleute und einen Vertragsanwalt. Sie bleiben unsichtbar. ○

Freud war mein Verhängnis

Schon als Jugendliche wurde ich von einem Therapeuten zum nächsten gereicht. Später nahm sich eine Psychoanalytikerin meiner an. Neun Jahre lang ging ich in die «Stunde», bezahlte Zehntausende von Franken. Dem Wahnsinn zu entkommen, war befreiend. *Von Katja Huber und Benjamin Güdel (Illustration)*



«Das diffuse Gefühl des Wahnsinns».

«Frau Huber, Sie sagen hier einfach alles, was Ihnen in den Sinn kommt. Es ist sehr wichtig, dass Sie nichts zensieren.» Bislang war ich es gewohnt gewesen, Fragen beantworten, Ängste malen oder mit Figürchen die Familie aufstellen zu müssen – hier nun, in dieser psychoanalytisch orientierten Therapie, sollte ich drauflosmonologisieren. Für jemanden, dessen Innenleben bereits in der Kindheit im Keim erstickt worden war, keine leichte Aufgabe. Es sollte mir bis zum Abbruch der Therapie, neun Jahre später, schwerfallen.

Als Jugendliche hatte ich so viele Therapeuten wie Gleichaltrige Liebesbeziehungen. Kinesiologen, Logopäden, Maltherapeuten, Handaufleger, Physiotherapeuten, Psychotherapeuten. Zu keinem konnte ich Vertrauen aufbauen, alle schienen sie mir entrückt, selbst defizitär, ihre therapeutischen Methoden fragwürdig. Die unzähligen Therapieversuche endeten damit, dass ich irgendwann mit einem diffusen Gefühl des Wahnsinns aus dem Therapiezimmer stürmte – auf Nimmerwiedersehen.

Nach dem Gymnasium schickte man mich in einem erneuten Seelenflickversuch ins psychiatrische Ambulatorium, wo O.T. auf mich wartete; ein kurzatmiger, gutmütiger Mann, der um sein vollbepacktes Pult stolperte. Ob ich bereit sei, weit zu reisen, nach Zürich, um zu einer guten Therapeutin zu gehen, fragte er mich. Für jemanden, der im Toggenburg wohnte, tatsächlich kein Katzensprung. Warum nicht, dachte ich mir. Schlimmer konnte es ohnehin nicht kommen.

2003 schüttelte ich meiner neuen Therapeutin, einer Psychoanalytikerin, zum ersten Mal die Hand. Sie schien mir erschreckend normal, geerdet. Das Einzige, was mich irritierte, war ihr Aussehen; im Gegensatz zu meinen früheren Therapeuten pflegte sie nicht in Aladin-Hosen aus dem Drittweltladen herumzulatschen, sie verschluckte nicht ihre Worte, stand nicht vor mir wie ein Häufchen Elend. Trotz ihres fortgeschrittenen Alters war sie eine sehr schöne Frau, selbstbewusst, ruhig. Sie hatte etwas Unerhörtes an sich, auch etwas Pedantisches, Kaltes.

Ich setzte mich auf meinen Stuhl, sie setzte sich auf ihren. Stoisch fordernd thronte sie vor mir, schlug von Zeit zu Zeit ihre Beine übereinander. Während sie unerschütterlich in meine Richtung starrte, musterte ich meist den Teppich oder das Stillleben an der Wand. «Warum fragt sie nichts? Was soll ich erzählen?» Verzweifelt suchte ich in meinem Kopf nach einem Gedanken. «Ich war heute beim Arzt. Ich werde wohl auf andere Medikamente umsteigen.» – «Hm.» Langes Schweigen. «Ich weiss nicht ... ob's mir helfen wird. Das bringt doch alles nichts.» Schweigen.

In den ersten Jahren, es waren vermutlich vier oder fünf, ging ich zweimal pro Woche in die «Stunde» – so nannte meine Therapeutin

die Sitzungen. Wir sagten uns bei der Begrüssung immer höflich grüezi – die Kälte ging nie. Die meiste Zeit schwiegen wir uns an. «Was geht Ihnen durch den Kopf?» Beschämter, flüchtiger Blickkontakt – den Mund zum Reden öffnen, dann doch weiterschweigen, wegsehen. Ich wusste es nicht.

Manchmal hätte ich meine Therapeutin gerne aufgefordert, etwas zu sagen – aber das schien mir frech. So sass ich da in der Stunde, wie ein Schulmädchen fast, mit einer schuldhaften Beklemmung. Hie und da senkten sich ihre Lider bedrohlich auf Halbmast, während sich der Raum mit Schweigen füllte. «Hoffentlich schläft sie nicht ein.»

Erst beim Sex wird sie redselig

Die Jahre zogen ins Land, und so sehr sich mein Leben ausserhalb der Mauern meiner Therapie zu beschleunigen schien, so sehr verlangsamte es sich innerhalb. Ich hatte das Gefühl, meine Therapeutin mit meinen Erzählungen nicht zufriedenzustellen. Ich bemühte mich zu reden, sie sagte weiterhin – nichts. Erst wenn ich sexuelles Terrain betrat, wurde sie redseliger. «Was hatten Sie dort für eine Fantasie?» Oft verneinte ich vehement, was sie in meine Äusserungen hineininterpretierte – was sie als Zeichen nahm, dass etwas dran sein musste. Dieses Szenario wiederholte sich zigmal. Ja war nein – und nein war ja.

Eines Tages legte mir meine Therapeutin nahe, nun eine richtige Analyse zu machen.

«Warum fragt sie nichts? Was soll ich erzählen?» Verzweifelt suchte ich nach einem Gedanken.

Eine «richtige» Analyse bedeutete, dreimal pro Woche in die Stunde zu kommen – und mich auf die Couch zu legen. Die Couch sah einladend aus, mit vielen Kissen – nach jedem Klienten wurde das Kissen gewechselt – und einer roten Decke, sie war derjenigen von Freud gar nicht unähnlich. Dennoch hatte ich Mühe mit der Vorstellung, mich derart auszuliefern. Ich hatte Angst, mich auf die Schlachtbank zu legen.

Irgendwann aber gab ich nach. So ging ich also dreimal pro Woche in die kleine Praxis in Zürich, legte mich auf die Couch. Ab und an wurde die Stunde von einem Telefonanruf unterbrochen. Manchmal war ich am Schweigen – dann war es mir egal –, manchmal aber gerade mit dem verzweifeltsten Versuch beschäftigt, etwas zu erzählen. «Ich nehme den Anruf schnell entgegen.» Schon wieder. Dieses dumme Telefon. An manchen Tagen war ihr Sohn am Telefon – so reimte ich es mir zusammen –, der wohl irgendetwas in der Wohnung nicht finden konnte: «Thomas? In der Kommode im Wohnzimmer – in der grossen braunen. Hast du's gefunden? O. k., ciao.» An anderen glaubte

Gesundheitswesen

Krank im Kopf

Die Schweizer Therapiebranche erlebt einen nie dagewesenen Boom.

Die Schweizer sind krank im Kopf – oder in der Seele. Anders ist die grosse Zahl von Therapieangeboten landauf, landab nicht mehr zu erklären. Aktuell weist das elektronische Telefonverzeichnis über 16 000 einschlägige Einträge aus: Von der Fachärztin für Psychiatrie bis zur psychologischen Praxis für Gestalttherapie und Krisenberatung ist die ganze Bandbreite zu finden.

Die Branche boomt – mit entsprechenden Kostenfolgen: Santésuisse, der Branchenverband der Krankenversicherer, veröffentlichte 2009 eine detaillierte Zusammenstellung der Kosten, die allein im Bereich Psychiatrie anfielen. Die beiden grössten Blöcke machen der stationäre Aufenthalt in psychiatrischen Kliniken (583 Millionen Franken) und die Behandlung durch Fachärzte (536 Millionen Franken) aus. Für die ambulante Behandlung in psychiatrischen Kliniken fallen nochmals 198 Millionen Franken an. Der Aufwand für Medikamente wirkt dagegen bescheiden: 26 Millionen. Total gab Santésuisse ein Kostenvolumen von 1,343 Milliarden Franken an.

Ins Gewicht fällt die vergleichsweise lange Aufenthaltsdauer in den Spezialkliniken. Während eine Spitalgeburt in durchschnittlich fünf Tagen vorbei ist, bleiben Psychiatriepatienten – je nach Diagnose – zwischen drei Wochen (Anpassungsstörungen) und fast drei Monaten (Hyperkinetische Störung des Sozialverhaltens). Dieses Krankheitsbild ist auch die häufigste Ursache für eine stationäre Behandlung. Jeder siebte Fall wird unter dem Titel Hyperkinetische Störungen erfasst, in der einfacheren Variante auch als Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom (ADS) bekannt.

Die Rechnung für Psychotherapien muss nur dann von den Krankenversicherern übernommen werden, wenn die Zuweisung über einen Arzt erfolgt. Aber auch so steigen Zahl und Kosten der Therapien kontinuierlich: von 125 Millionen (1996) auf 212 Millionen Franken (2010). Besonders deutlich ist die Ausweitung der Therapiezone bei der Invalidenversicherung. Knapp die Hälfte der IV-Rentner bezieht bereits Leistungen aufgrund einer psychischen Krankheit: 101 766 Personen (2011), Tendenz steigend.

Peter Keller

ich, dass irgendeine dieser dubiosen deutschen Firmen am anderen Ende der Leitung war, die für Gewinnspiele warben: «Nein, ich habe schon letztes Mal gesagt, dass ich daran kein Interesse habe!!!» Dann fiel der Hörer besonders heftig zurück in die Verankerung. Ich hatte Mühe, nach einer solchen Unterbrechung den Faden wiederzufinden.

Die während der Telefonate verlorene Zeit addierte meine Therapeutin sekundengenau zu den eigentlich vorgesehenen fünfzig Minuten pro Stunde. «Müssen Sie im Anschluss gleich gehen, oder haben Sie noch ein wenig Zeit?» – «Nein, schon in Ordnung. Ich kann warten und länger bleiben.» Waren die fünfzig Minuten um, unterbrach meine Therapeutin mich – manchmal mitten im Satz. «Es ist Zeit, Frau Huber.» *Game over.*

Bezahlung in bar

Die Krankenkasse zahlte anfänglich zwei von drei Therapiestunden wöchentlich, später war es nur noch halb so viel, den Rest hatte ich meiner Therapeutin bar zu entrichten. «Da sehen Sie, dass Sie selber viel investieren, dass die Analyse wertvoll ist.» Anfang Monat erleichterte ich mein Konto so im Durchschnitt um knapp tausend Franken – eine stattliche Summe für eine Studentin, die ihr Geld selbst zu verdienen hatte. Wie eine Süchtige kam ich mir vor. Immer mit einer gewissen Beschä-

mung – ich weiss bis heute nicht, warum – händigte ich meiner Therapeutin das Geld aus: «Hier ist noch das Geld.» Sie lächelte jeweils zufrieden, zählte akkurat nach. Die Scheine glitten zwischen ihre Finger, ich wollte nicht dabei zusehen, wie sie das Geld zählte, blickte weg.

Als ich 25 Jahre alt war, erkrankte meine Mutter schwer. Sie begann, sich anders zu verhalten als üblich, war aggressiv, distanziert, kindisch. Zuerst wurde eine Schizophrenie vermutet, bis ein Arzt den Verdacht äusserte,

Waren die fünfzig Minuten um, unterbrach meine Therapeutin mich – manchmal mitten im Satz.

meine Mutter leide an einer seltenen Form von Demenz, Morbus Pick. Prognose: zwei bis sieben Jahre, sukzessiver Abbau aller Körperfunktionen. Das war das erste Mal, nach vier Jahren, dass ich in der Therapie die Contenance verlor und weinte. Auch in dieser Situation blieb meine Therapeutin regungslos, hörte meiner Verzweiflung lange Minuten schweigend zu.

Nachdem ich alles gesagt hatte, versuchte ich, mich zu sammeln – ich wollte die Worte nicht verpassen, mit denen mich meine Therapeutin gleich beruhigen würde. Tatsächlich

war jener Tag einer der seltenen Momente, in denen sie mehr sagte als «Hm»: «Frau Huber ... Vielleicht ist es ja auch gar nicht ... der Herr ... Wie heisst es? Ah, der Herr Pick!» Ein Lachen durchschnitt die Stille. Sie lachte.

Meine Therapeutin lachte nie

Die Zeit verging, und es fiel mir immer schwerer, mich auf die Analyse einzulassen, es schien bisweilen, als hätte ich mich in einem Irrgarten verloren. Ich begann mich zu fragen, ob das, was ich erzählte, wirklich passiert war oder nicht – Erzähltes und Erlebtes vermischten sich. Meine Therapeutin versuchte oft, mir Dinge in den Mund zu legen. Oft gab ich nach, nur, damit sie nicht weiter bohrte. Mit dem Resultat, dass ich häufig selber nicht mehr wusste, wer ich war oder was ich wollte. Mehrmals verbalisierte ich meine Angst, für diese Art von Therapie nicht geeignet zu sein. Auch auf solche Einwände schwieg sie hartnäckig.

«Was machen Sie jetzt, wenn Ferien sind? Wünschen Sie sich, trotzdem in die Analyse kommen zu können?» Ich wusste, dass es in der Psychoanalyse wichtig war, eine Übertragungssituation herzustellen. Gefühle, die man gegenüber Bezugspersonen – insbesondere Mutter und Vater – hatte, sollte man während der Analyse auf den Therapeuten übertragen, der Heilung wegen. Zu meiner Therapeutin fand ich keinen Zugang, sosehr ich mich auch



**RADIO
MONTE
CARLO**

C'EST CHIC

Im Kabelnetz oder auf
www.radiomontecarlo.ch

bemühte. Manchmal versuchte ich, das Eis zwischen uns mit einem Witz zu durchbrechen. Ich lachte über meine Witze, einsam. Meine Therapeutin lachte nie. Lustig fand sie nur Herrn Pick.

Ich verneinte also ihre Fragen danach, ob ich sie ausserhalb der Analyse vermisste. Doch sie bestand darauf – bestimmt wolle ich mit ihr Kaffee trinken gehen. Wie so oft gab ich auch bei diesen Zuschreibungen nach: «O.k., Sie haben recht. Ich denke sehr oft an Sie.» In ihren Augen musste ich auch eifersüchtig sein auf ihre anderen Klienten und Klientinnen. Zugegeben, es war unangenehm, ihnen beim Rein- oder Rausgehen zu begegnen. Beschämtes Räuspern, flüchtiges Hallosagen. Unangenehm war es aber allein wegen der verweinten Augen oder der Rippen, die sich unter dem Pullover ungesund abzeichneten.

Am Schluss kam der Einzahlungsschein

Manchmal fragte mich meine Therapeutin, was ich mir für Vorstellungen von ihr mache – ob ich denke, dass sie Kinder habe. Obwohl mich gewisse Telefonate längst erahnen liessen, dass sie Mutter war, verneinte ich: «Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie Mutter sind.» Ich wollte sie verletzen – für das ständige Schweigen, das immer schwerer auszuhalten war. Für die Unterbrechungen. Das Unverständnis, das ich hier zwar nicht gerade

günstig, aber en masse erhielt. Selbst dabei blieb sie stumm.

Mehrmals versuchte ich, die Analyse abzubauen. «Ich komme nicht mehr. Das macht keinen Sinn so.» Dann meinte sie, ich würde mich gerade jetzt, wo es schmerzhaft werde, entziehen. Das sei nicht gut. Es war mir wichtig, gut zu sein, folgsam zu sein. Also blieb ich, immer. Irgendwann erzählte ich von einer Begegnung mit einem Mann. Er beehrte mich – ich ihn wahrscheinlich auch. Meine Therapeutin vermutete anderes: «Vielleicht wünschen

Freud war präsent, immer. Der Bub beehrt die Mutter, das Mädchen den Vater.

Sie sich in Wirklichkeit, dass Sie mit *mir* ins Bett gehen ...» Ich wusste, dass dies kommen würde. Freud war präsent, immer. Dogmatischer als es Freud zu Lebzeiten je war. Der Bub beehrt die Mutter, das Mädchen den Vater. In der Analyse war meine Therapeutin nun meine Mutter, oder mein Vater, wer wusste das schon genau. Ich wusste einzig, dass Widerrede insbesondere in diesem Fall nicht fruchtete. Ich musste meine Therapeutin begehren. Meine Wut wuchs ins Unermessliche.

An einem Freitag im Sommer 2012 ging ich zum letzten Mal in die Stunde. Zu Hause

schrieb ich einen Brief. Er war kurz und bündig. Obwohl ich verzweifelt war, bemühte ich mich um Sachlichkeit. «Ich breche die Analyse an diesem Punkt ab.» Es fiel mir schwer, das Schreiben mit etwas Versöhnlichem abzuschliessen, aber es schien mir – nach all der Zeit – das einzig Adäquate. «Mit den allerbesten Wünschen.» Am Samstagmittag warf ich das Schreiben in den Briefkasten meiner Therapeutin, noch am selben Abend wollte ich es wieder herausholen, weinte, hatte Schreikrämpfe. Ich hatte Angst, etwas unerhört Freches getan zu haben – Angst, ohne meine Therapeutin tatsächlich nicht bestehen zu können, wie sie immer behauptete.

Bereits am darauffolgenden Montag schien es, als könne ich mich zum ersten Mal seit neun Jahren wieder erheben, als sei eine ungeheure Last von meinen Schultern gefallen. Meine Therapeutin schickte mir einen Einzahlungsschein mit der letzten Rechnung und eine Quittung – ihre Unterschrift war aufgeregter als sonst. Ein Wort des Abschieds fand sich nicht auf den Blättern. Die Stunden endeten so kalt, wie sie begonnen hatten. Und für mich mit dem klarsten Nein, das ich in den neun Jahren davor zu äussern wagte.

Die Autorin tritt unter einem Pseudonym auf. Sie ist Lehrerin und freie Journalistin.

Jan van Huysum, Detail aus «Blumen in einer Terrakottavase», 1725
© LIECHTENSTEIN - The Princely Collections, Vaduz-Vienna



Wann ist es Zeit für eine ganz persönliche Beratung?

Wenn Sie Ihre Anlageziele mit einer massgeschneiderten Strategie erreichen möchten. Nehmen Sie sich Zeit für ein Gespräch mit uns: LGT Bank (Schweiz) AG.

LGT. Partner für Generationen. In Basel, Bern, Genf, Lausanne, Lugano, Luzern, Zürich und an mehr als 15 weiteren Standorten weltweit. www.lgt.ch



Private
Banking

Frass-Freesien-Alarm

Von Daniele Muscionico

Klimaerwärmung kann Zugvögel sesshaft machen. Ist das schlecht, ist das gut? Zugvögel wie die Mönchsgrasmücke, sagen Ornithologen, machen sich immer seltener die Mühe, von der Schweiz aus in ihr Winterquartier im Süden aufzubrechen. Und die sichtbar sedierte, die konsternierte Kunst-Mönchsgrasmücke hier? Sie trillert feuchtfröhlich «Land unter». Sie spielt Lachmöwe und bebrütet ihr Nest unter Wasser. Schöne neue Vogelwelt!

Soll man lachen? Oder «Betrug!» schreien? Wenn die Welt Kopf steht. Wenn gefräßige Freesien als Flugsaurier Attacken fliegen? Wenn Singvögel Aquarientiere werden? Wenn ihren Nestern das Wasser bis zum Hals steht?

In diesem Fall hier ist die Klimaerwärmung unschuldig am Untergangsszenario. Für das ersoffene Stilleben, für das wilde Durcheinander von Flora und Fauna auf Tauchstation. «Everything's (dis)connected» tauft die irische Fotografin Christine Simpson ihr Bild – und gewinnt damit einen der begehrten Plätze auf der Shortlist des Sony World Photography Award. Über 122 000 Bilder aus 170 Ländern sind dieses Jahr für den renommierten Foto-Contest eingereicht worden, mehr als je zuvor.

Denn es gibt nicht nur den World Press Photo Award, den Preis für die beste Pressefotografie, dessen Siegerbild – eine Gruppe von Männern trägt zwei tote Kinder durch Gaza City – in diesen Tagen kontrovers diskutiert wird, da man ihm Manipulation vorwirft. Hier, beim Sony-Contest, darf man lügen, dass sich die Balken biegen und die Freesien fliegen. Eingriffe in die DNA des Bildes, sprich in die Pixelstruktur, sind nicht bloss erlaubt, sondern erwünscht.

Manipulation ist Innovation, zumindest versteht sie sich in der Kunst als solche. Das hart an der Kitschgrenze schrammende Werk von Christine Simpson, die sich eine kritische Auseinandersetzung mit den natürlichen Ressourcen Irlands vornimmt, ist – ungeschönt und unverschleiert – ein technischer Hybrid. Es ist eine Sternstunde von Photoshop & Co, dem geliebten Feind jedes Pressefotografen. Simpsons Dokument ist aus mindestens zwanzig Einzelbildern synthetisiert.

Nichts ist echt, sondern echt gut gelogen. Auf dass der Betrachter niemals vergessen soll: Fotografie ist die Lüge, die Wahrheit erzählt.

Sony World Photography Award: Ausstellung aller Fotos, die es auf die Shortlist geschafft haben. Somerset House, London, 26. 4. bis 12. 5.

World Press Photo presented by Keystone: Ausstellung im Folium, Alte Papierfabrik, Sihlcity, Zürich, 3. 5. bis 26. 5.



«Land unter»: «Everything's (dis)connected» von der irischen Fotografin Christine Simpson.



Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige ...
(*Carl's Books*)
- 2 (-) **Christian Schmid**: Blas mer i d Schue
(*Cosmos*)
- 3 (2) **Nora Roberts**: Die letzte Zeugin
(*Blanvalet*)
- 4 (4) **Eveline Hasler**: Mit dem letzten Schiff
(*Nagel & Kimche*)
- 5 (10) **Franz Hohler**: Der Geisterfahrer
(*Luchterhand*)
- 6 (9) **Dora Heldt**: Herzlichen Glückwunsch,
Sie haben gewonnen ... (DTV)
- 7 (5) **Jussi Adler-Olsen**: Das Washington-
Dekret (DTV)
- 8 (3) **Vina Jackson**: 80 Days – Die Farbe
des Verlangens (*Carl's Books*)
- 9 (-) **Timur Vermes**: Er ist wieder da (*Eichborn*)
- 10 (7) **Arne Dahl**: Zorn (*Piper*)

Sachbücher

- 1 (1) **Jacky Gehring**: Body Reset –
Das Kochbuch (*Weltbild*)
- 2 (8) **Manfred Lütz**: Bluff! Die Fälschung der
Welt (*Droemer/Knaur*)
- 3 (3) **Jacky Gehring**: Body Reset –
Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 4 (2) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klaren
Handelns (*Hanser*)
- 5 (-) **Isabelle Neulinger**: Meinen Sohn
bekommt ihr nie (*Nagel & Kimche*)
- 6 (4) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klugen
Denkens (*Hanser*)
- 7 (6) **Joshua Clark, Mark Lauren**:
Fit ohne Geräte (*Riva*)
- 8 (-) **Joshua Clark, Mark Lauren**: Fit ohne
Geräte für Frauen (*Riva*)
- 9 (7) **Sheryl Sandberg**: Lean In (*Econ*)
- 10 (9) **Bronnie Ware**: 5 Dinge, die Sterbende
am meisten bereuen (*Arkana*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband
SBVV/Mediacontrol

Apropos: Prüderie

Das Leben ist erst dann lebenswert, wenn wir feiern, trinken, rauchen, Sex haben. Und das wird uns alles zunehmend verboten oder von Moralisten vorgehalten. Diese Erkenntnis ist nicht ganz neu, doch der Journalist David Signer bringt sie in seinem neuen Büchlein «Weniger Verbote! Mehr Genuss!» in all ihren Facetten lustvoll auf den Punkt. Bei den Verboten schein «eine Art internationales Wett-rüsten im Gang» zu sein, schreibt er. Vom Rauchen bis zur «Fremdgeh-Hysterie», Signer prangert die zunehmende Prüderie unserer vordergründig so liberalen Gesellschaft an. Das Buch ist ein Plädoyer, wieder einmal so richtig über die Stränge zu schlagen. (rb)

David Signer: Weniger Verbote! Mehr Genuss!
Haffmanns & Tolkemitt, 48 S., Fr. 9.90.

Literatur

Exempel der Lieblosigkeit

Botho Strauss beleuchtet in seinen «Fabeln von der Begegnung» die moderne Variante der Kunst der Liebe – die flexible Unverbindlichkeit. Von Pia Reinacher



Bösartig, erfrischend, belebend: Autor Strauss.

Natürlich hat er es heimlich auf eine moralische Lektion abgesehen. Es ist kein Zufall, dass sich Botho Strauss in seinem neuen Buch der Fabel bedient, um seine Sicht des modernen Paares zu illustrieren. Was war mit diesen Tiergeschichten einst gemeint? Anhand des Fuchses, der Gans oder des Pfaus wurde der Leser über menschliche Schlaueit, Dummheit oder Eitelkeit aufgeklärt. Noch der letzte Dummkopf begriff auf der Stelle. Die satirische Unterweisung zielte beim Zuhörer auf den Lacher, der im besten Fall in Selbsterkenntnis umschlug. Genau das hat Botho Strauss im Sinn: wenn er etwa das Stewardess-Syndrom der modernen Frau beschreibt, da sie mit ihrem Hintern dauernd an die Ellbogen zeitunglesender Passagiere stosse und dabei nicht das Geringste fühle – eine neuartige Form von aufgegebener Distanz in der Beziehung der Geschlechter, die in der totalen körperlichen Unempfindlichkeit gipfle.

Beim Lesen seiner zornigen Fabeln über das moderne Paar, die der einst meistgespielte deutsche Dramatiker und als Star bejubelte Schriftsteller Botho Strauss vorlegt, bleibt einem das Lachen allerdings im Halse stecken. Sie zeigen die Liebe im Zeitalter von Virtualität und Ökonomisierung als emotionale Stumpfheit des jederzeit flexiblen Paa-

res: Männer und Frauen, die schon fast zufällig zueinanderfinden, einander lieben und verraten, benutzen, abnutzen und nach Gebrauch gegen ein neueres Modell austauschen.

Beobachtungen vom Rande der Gesellschaft

Es ist eine finstere, durch Enttäuschung gegründete Lehre, die der 68-jährige Schriftsteller parat hat. Botho Strauss hat sich schon vor zwanzig Jahren von den glitzernden Illusionen des Kulturbetriebes verabschiedet. Einst eine linksintellektuelle Leitfigur, dann nach dem «Anschwellenden Bocksgesang» ebenso pathetisch als rechtsdralliger Wirrkopf verschrien, zog sich Botho Strauss aus dem ungeliebten Berlin zurück in die Einsamkeit der Uckermark. Vom Rande der Gesellschaft aus beobachtet er die Phänomene der sogenannten Liebe und teilt uns das Ergebnis in erfrischender Unerschrockenheit mit. Was sieht er? Zum Beispiel eine jüngere Frau, die einen älteren Mann betrügt. Kann er sich wehren? Nein, er ist müde geworden. Das Unerbittliche, das ihn einst beherrschte, hat ihn verlassen. Er ist willfährig und duldsam – das ist alles, was ihm das Alter gelassen hat.

Der Erzähler auf seinem Beobachtungsposten ist gnadenlos. Einmal beschreibt er die moderne Frau als eine, die oberhalb des Nabels Kühle, Diskretion und Vorsicht besitze – unterhalb aber rüde, rüpelig und sehr gewöhnlich sei. Dass sie den Mann immer wieder betrügen werde, ist das eine. Dass sie ihn nicht verlassen wird, damit sie ihn immer wieder betrügen kann, das andere dieses beziehungs-technischen Zirkelschlusses. Botho Strauss' Exempel der Lieblosigkeit scheuen sich vor keiner Steigerung. Sein Abgesang auf die Liebe ist bald ironisch, bald rabenschwarz, bald zum Laut-Herauslachen ob der Bösartigkeit des Befundes. Genau das zeichnet dieses Buch aus. Es kümmert sich nicht um Denkverbote und Zeitgeisterkenntnisse. Anstatt über allerlei Toleranz zu schwadronieren, haut es mit grosser Geste auf die Pauke und öffnet den Blick für das, was zwischen Mann und Frau zunehmend auf die schiefe Bahn gerät.

Botho Strauss: Die Fabeln von der Begegnung.
Hanser. 243 S. Fr. 27.90

Abgründige Nachbarschaftshilfe

José James entdeckte den Jazz im Hip-Hop und spürte ganz nebenbei die Beiläufigkeit des Souls auf. *Von Thomas Würdehoff*

Was ist das nun? Jazz oder Soul? Die Gretchenfrage, die irgendwann in jedem Artikel über José James auftaucht, interessiert vermutlich keinen, scheint aber gleichwohl von zentraler Wichtigkeit zu sein. Ja, seine Musik hat eine gewisse Lässigkeit, meist schlurft das virtuose Laisser-faire sogar ziemlich aufreizend durch die Songs. Das lakonische vokale Styling des jungen Amerikaners wiederum – erinnert das nicht doch gelegentlich stark an Soul-Granden wie Bill Withers oder Roberta Flack? Eigentlich wäre die Frage wirklich piegal, spielte da nicht die erstaunliche Entwicklung des 35-jährigen zum echten Jazzkenner hinein, denn dieser Weg war geprägt von bemerkenswerten Umleitungen, die die zukünftige Rolle des Jazz mitdefinieren könnten.

Es waren vor allem die Stars des Hip-Hops, Bands wie «A Tribe Called Quest» oder die Beastie Boys, die José James nachhaltig prägten. Auf den Hip-Hop-Scheiben entdeckte er kleine, verspielte Unregelmässigkeiten, artistisch frei flottierende Füllsel und Zitate, die immer mehr in den Mittelpunkt seines Interesses rückten. Die Ausschnitte, die seine Aufmerksamkeit erregt hatten, stammten aus Aufnahmen von Legenden wie Thelonius Monk oder Joe Henderson, die zum unverzichtbaren Bestandteil des Hip-Hops geworden waren. «Ich hatte keine Ahnung, was das war, aber ich wollte alles über diese Musik wissen.»



Erstaunliche Entwicklung: Sänger James.

Schon bald dämmerte es dem unvorhergesehenen Jazzfan, dass seine Hip-Hop-Helden reichlich wenig Ahnung von der Musik der Säulenheiligen des Jazz hatten. Coltrane oder Miles fanden lediglich über Mittelsmänner Einlass in die Welt der Hip-Hopper, erkannte José James: «Es waren die Produzenten der Scheiben – die hören sich alles an.» Und so könnte man die Unternehmung «No Beginning No End», José James' Debüt beim legendären Jazzlabel Blue Note, denn auch als eine Art grenzenlose Nachbarschaftshilfe bezeichnen: Jazz aus dem Geiste des Hip-Hops oder eben umgekehrt. Ohne Anfang, ohne Ende.

Hochmelodiöse Songs

Es ist das Fliessende, das den Charakter dieser erstaunlichen CD ausmacht, ein suggestiver Strom aus hochmelodiösen Songs, beiläufigen Vocals und einer Band, deren groovende Spielfreude vergessen lässt, dass es sich um kein Live-Album handelt. José James singt mit seiner Selbstverständlichkeit («authentically old school», beschreibt das sein Pianist Robert Glasper), als sässe er seit Stunden inmitten einer New Yorker Klub-Session und würde unermüdlich das Gesamtrepertoire altbekannter Standards immer wieder neu erfinden.

James, Sohn eines Saxofonisten aus Panama und einer Irin, wuchs in Minneapolis auf und begann sehr früh in der Welt der Live-Gigs Fuss zu fassen. Er studierte an der New Yorker New School, hielt sich, nachdem er die Ursprünge der Jazz-Samples eruiert hatte, immer intensiver in Jazzkreisen auf und begann, Arrangements zu schreiben. So verfasste er die Lyrics zu John Coltranes Solo in «Equinox» und spielte bald mit Grössen wie McCoy Tyner, Chico Hamilton oder Wynton Marsalis zusammen. James' Stimme dominiert die Songs nicht frontal – sein samtweiches *crooning* erinnert eher an die beiläufigen Charismatiker der Hinter- und Abgründe wie Nat King Cole oder eben Bill Withers, deren Selbstverständlichkeiten gelegentlich durch die Songs von José James flackern.

Ist das nun Jazz oder Soul? Jazz auf keinen Fall, meinen Kenner, denn auf der CD sei schliesslich nur ein Solo – das des jungen Pianostars Robert Glasper. Aber selbst dieser atemberaubend gedankenverlorene Monolog geht im grenzenlosen Soul des José James auf.

José James

Album: «No Beginning No End»

Konzert: Mo, 22.4., 20 Uhr, Kaufleuten, Zürich

Virtuosentrausch und Hühnerhautmusik

Von Peter Rüedi

Norman Granz, Impresario, Plattenproduzent, Konzertveranstalter, Kunstsammler (sein letztes Label nannte er «Pablo»), war bis zu seinem Tod in Genf 2001 eine ambivalente Persönlichkeit: einer, der sich vehement gegen Rassendiskriminierung einsetzte, andererseits Musiker, die bei ihm im (guten) Brot standen, bedenkenlos als seinen Besitz betrachtete. Granz erfand die «Jazz at the Philharmonic»-Konzerte, ein Tourneunternehmen mit Star-Ensembles, das, nicht ohne einen gewissen missionarischen Aplomb, den Jazz in die grossen Konzertsäle und damit in die Salonfähigkeit promovierte. Granz hatte eine Vorliebe für sportive Jam-Sessions, die sich, namentlich auf den von ihm bevorzugten prestigiosen Podien, irgendwann leerliefen.

Jetzt widerfährt ihm eine späte postume Ehrbezeugung. Siggie Loch, der sehr initiative Chef des deutschen Labels ACT, widmet den Mitschnitt eines Konzerts in der Berliner Philharmonie «to the memory of Norman Granz». «Jazz at Berlin Philharmonic I» ist ein Rezital von drei Pianisten, dem Finnen Iiro Rantala, dem Deutschen Michael Wollny und dem Polen Leszek Mozdzierz, solo und in diversen Duos – und am Ende alle drei über Chick Coreas «Armando's Rumba». Eine rauschende Virtuosennummer. Virtuosität ist überhaupt der gemeinsame Nenner von Lochs und Granz' philharmonischen Ambitionen, und auch ein Liebhaber des Fragmentarischen und Brüchigen kommt um die Erkenntnis nicht herum: Virtuosität ist ja auch ein Charakteristikum des Jazz überhaupt. Eines unter andern.

Rantala, Wollny und Mozdzierz haben, versteht sich, alle einen klassischen Hintergrund, sind Meister der Schule der Geläufigkeit, und der zu folgen, macht für die Dauer einer CD viel Spass. Nachher muss zumindest ich mich wieder in der improvisatorischen Ruinenbaumeisterie erholen. Zum Beispiel bei Wollnys (ja, derselbe!) wunderbarem Duo mit dem Altmeister Heinz Sauer am Tenor – einem, der alles kann und fast alles lässt, mal klingt wie Archie Shepp um fünf Uhr früh, mal fast wie Coleman Hawkins in seinen letzten Worten auf der Scheibe «Sirius». Hühnerhautmusik.



Jazz at Berlin Philharmonic I:
Iiro Rantala, Michael Wollny,
Leszek Mozdzierz. ACT 9556-2
Heinz Sauer / Michael Wollny:
Don't Explain. Live in Concert.
ACT 9549-2

Top 10

Knorr's Liste

1	Django Unchained Regie: Quentin Tarantino	★★★★★
2	Ginger & Rosa Regie: Sally Potter	★★★★☆
3	A Late Quartet Regie: Yaron Zilberman	★★★★☆
4	No Regie: Pablo Larraín	★★★★☆
5	Laurence Anyways Regie: Xavier Dolan	★★★★☆
6	Paradies: Liebe Regie: Ulrich Seidl	★★★★☆
7	Dead Man Down Regie: Niels Arden Oplev	★★★★☆
8	Beautiful Creatures Regie: Richard LaGravenese	★★★★☆
9	Nachtzug nach Lissabon Regie: Bille August	★★★★☆
10	Oblivion Regie: Joseph Kosinski	★★★★☆

Kinozuschauer

1 (-)	Oblivion Regie: Joseph Kosinski	20 053
2 (1)	The Croods (3-D) Regie: Kirk De Micco	8 965
3 (3)	Nachtzug nach Lissabon Regie: Bille August	6 658
4 (4)	Identity Thief Regie: Seth Gordon	5 848
5 (2)	G. I. Joe: Retaliation (3-D) Regie: Jon M. Chu	5 684
6 (7)	Safe Haven Regie: Lasse Hallström	3 825
7 (5)	Dead Man Down Regie: Niels Arden Oplev	3 607
8 (6)	Beautiful Creatures Regie: Richard LaGravenese	2 298
9 (-)	Paradies: Liebe Regie: Ulrich Seidl	2 010
10 (8)	Kokowääh 2 Regie: Til Schweiger	1 832

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Game of Thrones, 2. Staffel (Warner)
2 (1)	Twilight: Breaking Dawn 2 (Ascot Elite)
3 (6)	Life of Pi – Schiffbruch mit Tiger (Fox)
4 (3)	Dredd (Impuls)
5 (4)	96 Hours: Taken 2 (Rainbow)
6 (2)	Skyfall (Fox)
7 (-)	The Man with Iron Fists (Universal)
8 (4)	Ralph reichts (Disney)
9 (8)	Resident Evil: Retribution (Rainbow)
10 (7)	More than Honey (TBA)

Quelle: Media Control



Kunst der Kunstlosigkeit: Voichita (Cosmina Stratan, l.), Alina (Cristina Flutur).

Kino

Fern von Gut und Böse

Die Geschichte, die der rumänische Film «Beyond the Hills» erzählt, ist so aberwitzig wie das Leben selbst.

Von Wolfram Knorr

Es gibt Filmemacher, deren höchster Gestaltungswille die Kunst der Kunstlosigkeit ist. In vergangenen Zeiten gehörte das zu den Tugenden gewisser Hollywoodianer wie Howard Hawks («Rio Bravo», 1959), dessen Meisterschaft darin bestand, das Geschehen so laufen zu lassen, als gäbe es ihn nicht, die fremde Hand, die das Ganze führt. Man nannte das auch einfach Funktionalismus. Stilmätzchen, experimentelles Herumgewurschtel gab es nicht. Man erzählte, als würde das Leben stattfinden.

Die Tugend des Zuschauens

Der Rumäne Cristian Mungiu gehört zu dieser immer selteneren Spezies. Cristian wer? Einer dieser verhuschten Arthouse-Cineasten, deren «langsamer Bilderfluss» von Cinephilen hochgeschwurbelt wird? Gott sei Dank nicht. 2007 fiel Mungiu, 45, international mit «4 Monate, 3 Wochen und 2 Tage» auf, einem verrückten Drama über zwei Frauen, die in der Ceausescu-Ära einen Schwangerschaftsabbruch planen und ausführen. Dafür erhielt er in Cannes die Goldene Palme. Schon an diesem Opus demonstrierte Mungiu seine Tugend, dem Geschehen scheinbar bloss zuzuschauen. In «Beyond the Hills» ist er auf der Höhe entschlackter Erzählweise – und zieht den Zuschauer gnadenlos hinein ins verrückte Leben, fängt das Allerunbemerkbare und Verdeck-

teste auf; Dinge, von denen die Personen, die er beschreibt, selber nichts zu wissen meinen.

Wieder geht es um zwei Frauen, wieder um Freundschaft. Voichita (Cosmina Stratan) und Alina (Cristina Flutur) wuchsen in einem rumänischen Waisenhaus auf und schworen sich ewige Freundschaft. Alina ging nach Deutschland, um zu arbeiten, Voichita als Nonne in ein orthodoxes Kloster. Alina hält's allein in der Fremde nicht aus und kehrt zurück, um mit Voichita fortzugehen. Doch Voichita will nicht, hat sich den Regeln der Klostergemeinschaft und Gott verschrieben und bittet den Priester (Valeriu Andriuta), der dem Kloster vorsteht, der Freundin Gastfreundschaft zu gewähren. Er gibt nach – und die Konflikte beginnen. Alina, die nicht alleine bleiben will, wirft der Freundin Heuchelei vor, rastet aus, bringt das Klosterleben durcheinander, dreht durch, bis der Priester, dem die weltlichen Behörden keine Hilfe sind, die Widerspenstige mit einem Exorzismusritual zur Räson bringen will. Vorher verweigerte das Waisenhaus die Wiederaufnahme Alinas, die ehemaligen Pflegeeltern und die leibliche Mutter sowieso; selbst das Krankenhaus warf sie raus.

In keinem einzigen Bild und mit keinem Wort neigt sich Mungiu irgendeiner Verdammungswürdigkeit zu; keiner handelt verwerflich, keiner ist gut oder schlecht. Das Kloster

hat seine Regeln wie das Hospital und alle anderen. Und Alina und Voichita wollen Liebe und Freundschaft auf ihre unterschiedlichen Weisen wahren. Wie hier Durchschnittsmenschen in einen unberechenbaren, unfassbaren Konflikt geraten, ist so verrückt wie das Leben. Mungiu greift nicht ein, fällt kein Urteil. Das macht den zweieinhalbstündigen Film, der ein Arsenal von angstvollen Fragen aufwirft, zu einem spannenden Meisterwerk, dem man viele Zuschauer wünscht. ★★★★★

Weitere Premieren

Los amantes pasajeros — Einem Flieger droht eine Notlandung. Um den Passagieren das Malheur so angenehm wie möglich zu gestalten, präsentiert sich das Personal exzentrisch. Der spanische Kultregisseur Pedro Almodóvar will mit dieser Komödie an seine Anfänge anknüpfen. Das hätte er lieber sein lassen. Die Komik ist eine Bruchlandung, die Story eine bedeppte Gaganummer. ★☆☆☆☆

I Give It a Year — «Der lustigste britische Film seit Jahren», jubelten manche Medien – wie bitte? Wahrscheinlich ist's der müdeste seit Jahren. Ein Paar glaubt zusammenzupassen, passt aber nicht – gäh. Fassungslos liest man, dass hier Brit-Komik-Profis am Werk waren, wie Dan Mazer, Autor von Sacha Baron Cohen, der hier erstmals Regie führt. ★★☆☆☆



Wie bitte? «Give It a Year» aus England.

Fragen Sie Knorr

War eigentlich schon jemals der Director's Cut eines Films besser als das Original?

A. K., Zürich



Director's Cut bedeutet nicht, dass der Film automatisch länger ist. Die Coen-Brüder haben «Blood Simple» für ihren Director's Cut gekürzt. Der Begriff ist reine PR für eine

zweite Kino-(und DVD-)Auswertung und kokettiert mit Zensur-Willkür oder Produzenten-Eingriffen. Oft sind auch die Regisseure durchgeknallt. Legendär ist Michael Ciminos 220-Stunden-Material von

Broken City — Der New Yorker Cop Billy Taggart (Mark Wahlberg) wird von Bürgermeister Hostetler (Russell Crowe) für eine üble Korruptionsaktion missbraucht. Es gibt fantastische Filme über die korrupten Behörden New Yorks («City Hall», «Prince of the City», «Night Falls on Manhattan» usw.), doch was Allen Hughes (Regie) und Brian Tucker (Drehbuch) zusam-



C. Zeta-Jones und R. Crowe in «Broken City».

menschraubten, ist Krempel. Das können auch Crowe und Wahlberg nicht retten. ★★☆☆☆

Kon-Tiki — In den Nachkriegsjahren machte der Norweger Thor Heyerdahl Furore, weil er mit seinem aus Balsahölzern gebauten Floss «Kon-Tiki» den Pazifik überquerte. Ein Riesenereignis. Die konventionell erzählte Story – Aufbruch, Krisen, Triumph – wäre spannender geworden, hätte man den Hype um Heyerdahl als Abenteueridol, das die Nachkriegsjahre verklärte, mit thematisiert. ★★☆☆☆

Mama — Der Kurzfilm begeisterte Guillermo del Toro («Pan's Labyrinth»), worauf er den argentinischen Jungregisseur Andrés Muschietti überredete, daraus einen Abendfüller zu machen. Der Spukfilm um zwei Kinder in den Fängen einer Muttertier-Gespensterfurie ist prima besetzt. In den USA war er ein Hit. Jessica Chastains Entpuppung von einer Punk-Lady zur Frau mit Muttergefühlen war da sicher mit ausschlaggebend. ★★☆☆☆

«Heaven's Gate» (1981). Erst gab's eine Fünfeinhalb-Stunden-Fassung, die durchfiel, dann eine zweieinhalbstündige. 1925 musste die «Ben Hur»-Wagenrennen-Szene von 60 960 Meter Film auf 228 Meter reduziert werden. Die Historiker sind sich einig: In der Kürze lag die Würze. Es gibt Wühlmäuse, die jedem verlorenen Filmschnipsel nachjagen, um das Opus zu komplettieren. Eine Qualitätssteigerung ist das nicht immer.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

«Sauerstoff für Terroristen»

Von Andreas Kunz

Der Tatort war perfekt gewählt: Am Ziel des Boston-Marathons detonierten die beiden Bomben. Dort, wo eine Kamera die Explosion garantiert filmte.

Und genauso kam es: In Endlosschleifen zeigten die amerikanischen TV-Sender CNN oder NBC am Montagabend, wie mindestens drei Menschen ihr Leben verloren und über 140 weitere sich teils schwer verletzten. In vergrößerter Zeitlupe war präzise zu erkennen, wie plötzlich ein Feuerball hochging und die Zuschauer hinter den Absperrgittern wegdrückte, man glaubte sogar die erschrockenen Gesichter der Opfer zu erkennen – bis der grauschwarze Rauch das Drama verhüllte.

Zwischen den Wiederholungen lieferten die Sender Luftaufnahmen von grossen Blutlachen auf der abgesperrten Strasse, ständig erschienen neue Handyfilme mit blutenden Opfern und paralysierten Helfern. Und obwohl es fast keine gesicherten Fakten gab, redeten die Moderatoren der «Breaking News»-Sendungen ununterbrochen. Sie kommentierten und spekulierten, fanden die Schwester eines Marathonläufers oder den Onkel eines verletzten Zuschauers, die zwar alle nichts wussten, aber dem TV-Publikum grausige Erlebnisse schilderten und trotz ihres Schockzustands eindringlich danach befragt wurden. Als dann CNN-Starmoderator Wolf Blitzer endlich zur Korrespondentin vor Ort schalten konnte, wusste diese kaum mehr zu berichten, als dass sie sich gegen den Willen der Polizei noch immer auf dem Gelände befände.

Irgendwann kam der Moment, wo man sich fragte, ob die Attentäter jetzt auch vor dem TV sässen und ihr Werk betrachteten: die Opfer, die Angehörigen, die hilflosen Helfer und hysterischen Kommentatoren.

Dann erinnerte man sich an die verstorbene Margaret Thatcher, die solche Berichte als «Sauerstoff» für die Terroristen kritisierte. Ohne Zensur üben zu wollen, müsse man «Wege finden», um den Tätern diese Luft zum Atmen zu nehmen, sagte die britische Premierministerin.

Die amerikanischen TV-Sender hatten den richtigen Weg an diesem Abend nicht gefunden.

Breaking News: CNN und NBC

Zärtlichkeiten nicht erwünscht

Der neue Film von Jörg Schneider und Mathias Gnädinger; der Luxuriöse Wellness-Keller im Volkshaus. *Von Hildegard Schwaninger*



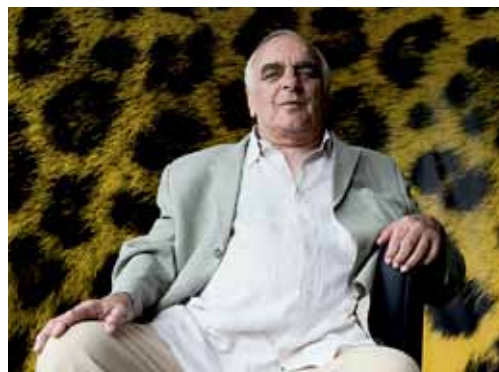
«Erste grosse ernste Filmrolle»: Schauspieler Jörg Schneider.

Seit Regisseur Michael Haneke mit seinem Meisterwerk «Amour» einen Preis nach dem anderen eingeheimst hat, ist das Thema Vergänglichkeit nicht mehr tabu. Jetzt plant der als Dokumentarfilmer bekanntgewordene Regisseur Paul Riniker einen Film zu dem leidigen Thema. Riniker: «Eine rührende Geschichte um einen Alten, der nicht mehr mag.» Der Film mit dem Arbeitstitel «Ausfahrt Oerlikon» soll ab Oktober im Zürcher Arbeiterquartier gedreht werden. Zwei Schwergewichte der helvetischen Schauspielkunst werden gemeinsam vor der Kamera stehen: Jörg Schneider und Mathias Gnädinger. Riniker: «Es ist Jörg Schneiders erste grosse ernste Filmrolle.» Die weibliche Hauptrolle spielt Publikumsliebbling Heidi Maria Glössner. Paul Riniker: «Ein ernster Film. Er spielt im Altersheim und dreht sich um das Lebensende.» Ruedi Santschi von Triluna ist Produzent, das Projekt ist zurzeit bei den Förderstellen.

Beste Tipp gegen die Vergänglichkeit: In Form bleiben! Das Volkshaus Zürich hat zwar einen sozialdemokratischen Hintergrund (war seit 1910 die zentrale Örtlichkeit der Arbeiterbewegung), aber so luxuriöse Wellness wie hier bekommt man selten irgendwo. Einziger Nachteil: Es gibt keinen Swimmingpool. Der Rest: Paradies. Im Untergeschoss des Volkshauses, mitten im Kreis vier,

befinden sich Stadtbad, Hammam und Sauna. Wer einen harten Arbeitstag hinter sich hat, findet hier eine Oase der Erholung, bevor er ins Nachtleben oder zum Business-Dinner aufbricht. Geöffnet ist dieser Relax-Ort täglich von 11 bis 23 Uhr. Wobei: am Mittwoch nur Frauen, am Donnerstagabend nur Männern.

An der Kasse zahlt man 42 Franken Eintritt (Studenten die Hälfte), bekommt eine Tasche mit Bademantel, Badetuch, Peeling-Handschuh und einem Lendenschurz, der hier «Pestemal» heisst, ausgehändigt (wer seine eigenen



«Ausfahrt Oerlikon»: Regisseur Riniker.

Tücher mitbringt, zahlt drei bis vier Franken weniger). Von einer sehr netten Frau, die Nena heisst und aus Belgrad stammt. Sie duzt einen, und man fühlt sich gleich zu Hause. Acht Jahre

war Nena Pächterin der Sauna im Volkshaus, doch seit diese vor anderthalb Jahren nach dem Totalumbau von Tobias Rihs übernommen wurde, ist Nena hier angestellt. Und, wie sie sagt, völlig glücklich, weil das Badeparadies im Soussol einfach grossartig geworden ist.

Nena gibt die Anweisung, man solle sich als Erstes auf den heissen Stein legen. «Baden nach antiker Tradition» heisst das, und auf dem Nabelstein, der mitten im Raum steht, liegt ein halbes Dutzend junger Leute, Lendenschurz um den Leib. Es ist angenehm ruhig, keine geschwätzigen Leute, keine Wichtigtuere, keine Frust-Plauderer. Auf dem Stein, der den Körper wunderbar wärmt, fühlt man sich wie zu Hause im Federbett. Vermutlich steht deshalb in der Hausordnung, die über dem Trinkwasserbecken hängt, «Zärtlichkeiten» seien nicht erwünscht. Die Leute dösen vor sich hin, dann geht es ins Hammam, zum Peeling – das ganze Programm. Es ist alles blitzsauber, und – es müssen die Multikulti-Essenzen sein, die hier angewendet werden (von Schweizer Alpenkräutern bis Marokko-Öl) – überall riecht es sehr, sehr gut.

Das Beste ist der Ruheraum – eine Lounge: Tee, mit Kräutern verfeinertes Wasser und Äpfel stehen bereit, Drinks, Müsli, Salate und Agensaft kann man an der Bar bestellen. Nena bringt ein dunkles Bier und eine Schale Oliven. «Die Norweger und die Russen bestellen das auch.» Ihre charmante Entschlossenheit



Keine Frust-Plauderer: «Stadtbad Zürich».

duldet keinen Widerspruch. Rund um die Lounge sind ausladende Kabinen mit Kissen und warmen Decken und guter Lesebeleuchtung, durch Vorhänge getrennt: der ideale Ort zum Schlafen.

Eher ein Etikettenschwindel ist das, was sich russische Banja nennt. Die russische Banja ist Lebensphilosophie, nicht kopierbar, nicht übertragbar, nicht exportfähig. Nur weil, wie hier im Stadtbad, ein paar Birkenzweige im Wasserkessel der Sauna liegen, kann man nicht von russischer Banja reden. Trotzdem: ein Vergnügen, den Körper hier wieder mal auf Vordermann zu bringen.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Süss und selbstgemacht

Die Geschäftsfrau Maria Rappold, 29, und der Elektroinstallateur Marco Schädelin, 29, haben kürzlich geheiratet. Aus den süssen Ideen zur eigenen Feier haben sie nun ein Business gemacht.



«Handmade»: Ehepaar Schädelin-Rappold.

Marco: Da wir grosse Vintage-Fans sind und den Winter lieben, war schnell klar, dass unsere eigene Hochzeit nicht im Sommer und mit viel nostalgischen Elementen verbunden sein sollte. Dazu gehörten prachtvolle Spitzenstoffe sowie altes Geschirr, und gefeiert wurde in einem prächtigen Barocksaal. Die Idee einer Süssigkeitenbar, die als Wintermärchenlandschaft gestaltet werden sollte, hatte meine Frau.

Maria: Die Etagere bastelte ich aus alten Tellern und Kerzenständern aus dem Brockenhaus. Nostalgische Bonbonnieren wurden organisiert und kleine Papiertüten, in denen die Gäste ihre Lieblingsleckereien mit nach Hause nehmen konnten. Die opulente Installation erwies sich als Dekorations-Highlight, und das ausgefallene *candy buffet* blieb auch nach der Hochzeit ein Gesprächsthema im erweiterten Bekanntenkreis. Wir erhielten einige Anfragen, um für diverse Anlässe ebenfalls ein hübsch dekoriertes Süssigkeitenbuffet zu kreieren.

Marco: Nach diesen ersten Aufträgen hatte meine Frau die Idee zu einem eigenen Geschäft, dessen Konzept man am besten als «handmade and homemade» bezeichnen könnte.

Maria: In unserer Boutique kreieren wir heute auch ein vielfältiges Hochzeitsangebot: Cup-

cakes, *cake pops*, Macarons oder auch *Gugelhüpfli* gehören bei unseren *candy buffets* dazu. In den Bonbonnieren sind Jelly Belly Beans, Lakritze, Marshmallows und andere Süssigkeiten aus der Kindheit verborgen. Den Mittelpunkt der *candy-Bar* bildet oft ein riesiger Cupcake-Turm, den wir als trendige Alternative zur Hochzeitstorte sehen. Wir gestalten die Küchlein nach den Wünschen der Kunden mit Fondant-Schmetterlingen, Blumen und farbigen Toppings in verschiedenen Geschmacksrichtungen.

Marco: Wir sind beide handwerklich begabt, und unser Mobiliar zu Hause verschönern wir auch selbst. Einiges steht nun in unserem Laden, und manche Stücke dienen dem Aufbau der Hochzeitsbuffets, die mit selbsthergestellten Pompons, Wimpelgirlanden und Schildchen dekoriert sind.

Maria: Während ich eine leidenschaftliche Bäckerin bin, hilft mein Mann bei der Umsetzung der handwerklichen Aufgaben. Am Anfang unterstützte er mich in seiner Freizeit im Geschäft, sogar am Samstag rührte er Toppings an und stand anschliessend hinter der Verkaufstheke im Laden.

Marco: Die Eröffnung eines winzigen Ladens war ein Erfolg, und bald zogen wir in ein grösseres Ladengeschäft im Zentrum von Schaffhausen um. Da wir von einem Projekt zum nächsten unterwegs sind, kehrte bislang noch nicht wirklich viel Ruhe in unseren privaten Alltag ein.

Maria: Bei einem eigenen Geschäft kreisen die Gedanken immer um die damit verbundenen Aufgaben. Man soll die Partnerschaft dabei nicht vergessen und sich auch Zeit zu zweit gönnen. So lautet unsere Einsicht aus den vergangenen Monaten.

Marco: Da ich sehe, mit wie viel Herzblut und Leidenschaft Maria ihre Ideen umsetzt, helfe ich auch weiterhin mit. Künftig wird sie allerdings auch von ihrer Schwester unterstützt.

Maria: So viele Süssigkeiten und so viel nostalgische Romantik können einen Mann auf die Dauer umhauen. Seine Zukunft sieht Marco in der Erfüllung eines anderen Traums: Er möchte Elektroplaner werden.

www.littleshabby.com
Protokoll: Franziska K. Müller

Einbruch der Moral

Von *Andreas Thiel* —
Denn sie wissen, was sie tun.



Richter: Sie sind Deutscher? Das ist ungewöhnlich.

Angeklagter: Wieso?

Richter: Normalerweise haben wir es in solchen Fällen mit Rumänen oder Russen zu tun.

Angeklagter: Ach. Die sind auch hier?

Richter: Ja, die schicken ganze Banden.

Angeklagter: Ich bin alleine unterwegs.

Richter: Sie sehen auch gar nicht aus wie ein Einbrecher. Aber offensichtlich sind Sie geständig. Oder bestreiten Sie etwa, in Zürich all diese Entreisssdiebstähle begangen zu haben?

Angeklagter: Nein, natürlich nicht.

Richter: Sie wurden auch mehrerer Taschendiebstähle überführt. Und einige Fahrzeuge haben Sie geknackt.

Angeklagter: Ja.

Richter: Und Sie haben auch eine ganze Einbruchserie gestanden. Dazu gehören Einbrüche in die Tresorräume mehrerer Banken.

Angeklagter: Ich streite ja nichts ab.

Richter: Ist Ihnen bewusst, dass Sie in die Häuser einiger sehr prominenter Menschen eingebrochen sind?

Angeklagter: Ja, ich weiss genau, wo ich ...

Richter: Unter anderem bei Herrn Blocher und beim Milchproduzenten Müller.

Angeklagter: Das mit der Villa von Herrn Blocher war ein Versehen.

Richter: Bei Blochers haben Sie nichts gestohlen. Warum? Wurden Sie beim Einbruch gestört und mussten die Flucht ergreifen?

Angeklagter: Nein, ich hatte mich in der Adresse geirrt.

Richter: Sie wollten gar nicht bei Blochers einbrechen? Da wäre doch sicher einiges zu holen gewesen.

Angeklagter: Aber Herr Blocher ist kein Deutscher.

Richter: Sie brechen nur bei Deutschen ein?

Angeklagter: Ja.

Richter: Ein deutscher Dieb, der nur Deutsche bestiehlt?

Angeklagter: Ich bin kein Dieb.

Richter: Was sind Sie denn?

Angeklagter: Steuereintreiber.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Viva la bondola!

Von Peter Rüedi



Stimmt ja schon: Unter allen Gesellschaftsordnungen ist die Demokratie die am wenigsten schlechte. Ihre Schattenseiten hat sie freilich auch. Das Volk hat nun mal nicht immer recht, die *volonté générale* ist nicht das a priori Gute (hier irrte der Milchtrinker Rousseau). Was den Geschmack angeht, ist die Mehrheit sogar eher selten im Besitz der Wahrheit.

Wo Kleinbürgerstöchter sich aufdonnern wie Madame de Pompadour, zeigt sich die wahre Klasse im schlichsten Auftritt. Richtig: Hier geht's wieder einmal um das Lob des Einfachen. Was wäre, um auf den Wein zu kommen, die sinnfälligere Antithese zu den globalen Trends als eine Traube, die gerade noch auf ein paar Hektaren im Tessin wächst? Einst populär, wurde sie fast völlig von der Merlot verdrängt und kommt inzwischen wieder als Geheimtipp von ein paar Kennern zu Ehren, die sie sich sozusagen als Zeichen ihrer Kennerschaft ans Revers heften. *Viva la bondola!*

Die autochthone Sorte ist nicht nur, aber auch aus Gründen einer allgemeinen Geschmacksdämmerung ins Abseits geraten. Mit ihrer happigen Säure und ihrem diskreten Alkohol ist sie das radikale Gegenprogramm zum FSS-Trend (fetter, süsser, schwerer). Handfestere Gründe für ihre Marginalisierung gibt es allerdings auch. Spät reifend, aber dünnhäutig und somit für Graufäule anfällig, muss sie oft vorzeitig gelesen werden – es gibt Bequemes als die Bondola. In einem glücklichen Jahr aber zeitigt sie einen ebenso originellen wie originären Wein von einem natürlichen Charme – grossartig zu allen Deftigkeiten der ländlichen Küche.

Anna Nespoli, die auf sagenhaft südexpantierten sieben Hektar auf dem Monte Morello über Novazzano im südlichsten Südtessin unter anderem auch ein bisschen Bondola zieht, ist ein Sonderfall: Gemeinhin ist die Pflege der *species rara* eine Spezialität des Sopraceneri. Ihr Bondola ist von einer schlichten, diskret fruchtigen Eleganz, würzig, harmonisch, mit einem Touch von Himbeer und Veilchen. Sehr besonders. Übrigens: Riskieren Sie den Ruf eines Snobs. Lüften Sie den Bondola. Auch ein schlichter Wein gewinnt durch Dekantieren!

Azienda Agricola Albaino Sagl: Ticino Bondola 2010. 12%. Ab Hof Fr. 12.50. www.albaino.ch (Achtung: geringe Menge).

Keine Zeit verschwenden

Von Jürg Zbinden

Handtaschen und Schuhe sind die Domäne der Frauen. Bei den Schuhen gibt es noch eine gewisse Schnittmenge, denn einige Männer besitzen beinahe so viele Sneakers wie ihre Freundinnen oder Gattinnen High Heels. Auf Handtaschen verzichten Männer gewöhnlich. Sie haben dafür die Uhren. Vom 25. April bis zum 2. Mai findet die «Baselworld», die Weltmesse für Uhren und Schmuck, statt, an der die bekanntesten Marken ihre Neuheiten und Innovationen präsentieren: www.baselworld.com.

1 — Die Marke Oris ist neuer Titelsponsor der diesjährigen «Oris Rally Clásico Isla Mallorca», der spektakulären Oldtimer-Rallye in der einmaligen Kulisse rund um Calobra. Davon zeugt die neue «Oris Calobra Limited Edition». Das mehrteilige Edelstahlgehäuse ziert eine beidseitig drehbare schwarze Keramiklunette, die für besseren Griff mit Gummi beschichtet wurde. Die Edition ist auf tausend Stück limitiert und verbindet klassischen Motorsport, Design und Funktionalität. Der Zeitmesser ist in einer speziellen Box erhältlich, die ein Kautschukband mit Faltschliesse sowie Werkzeug zum einfachen Bandwechsel enthält. Der Preis: Fr. 3550.–.

2 — Die Kollektion «Pontos S Extreme» von Maurice Lacroix verbindet ein exklusiver Werkstoff, eine Legierung aus Aluminium, Magnesium, Titan, Zirkonium und Keramik. Die Besonderheit der Uhren beruht auf einer Mechanik, die zum Patent angemeldet wurde und zum Messen verstreicher Zeitintervalle auf die Krone zurückgreift. Das Modell in Schwarz (Fr. 5350.–) ist limitiert auf 999 Stück, das Design stammt von Henrik Fisker, der die legendärsten Modelle von BMW und Aston Martin entworfen hat. Die nicht limitierten Modelle kosten Fr. 4900.–. Erhältlich ab Herbst 2013.

3 — Die neue «Vintage Automatic Limited Edition» (500 Stück weltweit) von Mondaine huldigt dem Retro-Trend. Mit einem Durchmesser von 41 Millimetern und einem nur 8,8 Millimeter hohen Gehäuse hat sie sowohl für Damen als auch für Herren eine Idealgrösse. Im Innern der Uhr befindet sich ein automatisches ETA-Werk, das durch den transparenten Gehäuseboden aus Saphirglas betrachtet werden kann. Zudem ist sie mit Fr. 950.– sehr preiswert. Erhältlich ab Mai.

1



2



3





Auto

Kampf der Elemente

Der McLaren 12C Spider ist die Art Supersportwagen, der man höchstens vorwerfen kann, sie sei zu perfekt. *Von David Schnapp*

Vor zwei Jahren lancierte McLaren, eine Ikone des Automobilrennsports, nach vielen Jahren wieder ein ziviles Hochleistungscoupé. Der 12C erwies sich in Tests schnell als unheimlich perfekter Supersportwagen, an dem lediglich kritisiert wurde, dass er zu perfekt und deshalb etwas unemotional sei. Nun, ich finde Perfektion bei einem Auto, das weit über 300 Stundenkilometer schnell sein kann, ein sehr beruhigendes Gefühl. Die Art von Emotionalität, die einem in Supersportautos nach dem Leben trachtet, scheint mir verzichtbar.

Nun gibt es den McLaren auch als Spider, und wer im offenen Engländer ein paar hundert Kilometer gefahren ist, wird kaum nach mehr Emotionen rufen. In 17 Sekunden öffnet sich das Stahldach und verschwindet zwischen dem Heckmittelmotor und den Insassen. Dann fühlt es sich an, als würde man auf dem doppelt aufgeladenen V8-Triebwerk reiten, so präsent ist die PS-Musik im Innenraum. Falls die Witterungsbedingungen offenes Fahren nicht zulassen, lässt sich die kleine Heckscheibe automatisch versenken, um etwas Fahrtwind und Motorenlärm ins Innere zu lassen.

McLaren MP4-12C Spider

Leistung: 625 PS, Hubraum: 3799 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 329 km/h
Preis: Fr. 299 700.–

Der McLaren ist in jeder Lebenslage ein wunderbarer Supersportwagen. Er rollt auf der Autobahn so komfortabel dahin, dass einen auch lange Fahrten nicht ermüden. Er lässt sich so leicht, schnell und präzise um Kurven jagen, dass auch mittelmässige Fahrer wie ich damit problemlos klarkommen. Dabei verzeihen Fahrwerk und Elektronik auch gröbere Fehler, das stufenweise reduzierbare ESP hält das Auto bei zu forscher Gangart effizient, aber nicht unangenehm in der Spur.

Die schöne Vollbremsung

Die Leistungsdaten des McLaren sind eindrücklich, und im richtigen Leben fühlt sich das so gut an, wie es auf dem Papier aussieht: Aus 3,8 Liter Hubraum liefert der spielend leicht hochdrehende Achtzylindermotor bei 7500 Umdrehungen 625 PS und ein maximales Drehmoment von 600 Nm (bei 3000 bis 7000 U/min). Nach 3,1 Sekunden ist man auf 100, nach 9 Sekunden auf 200. Es war ein sehr glücklicher Moment in meinem Leben als Autotester, als ich auf einer abgesperrten Landebahn den offenen 12C beschleunigen konnte. Der Lärm der Elemente und die Macht der Beschleunigung sind ein Erlebnis, das nur schwer zu schlagen ist. Aber fast noch eindrücklicher ist, wie das Auto dank der Airbrake, einem Heckflügel der sich bei Bedarf senkrecht in den Wind stellt, zum Stehen kommt. Selten hat man eine schönere Vollbremsung gesehen.



12.90

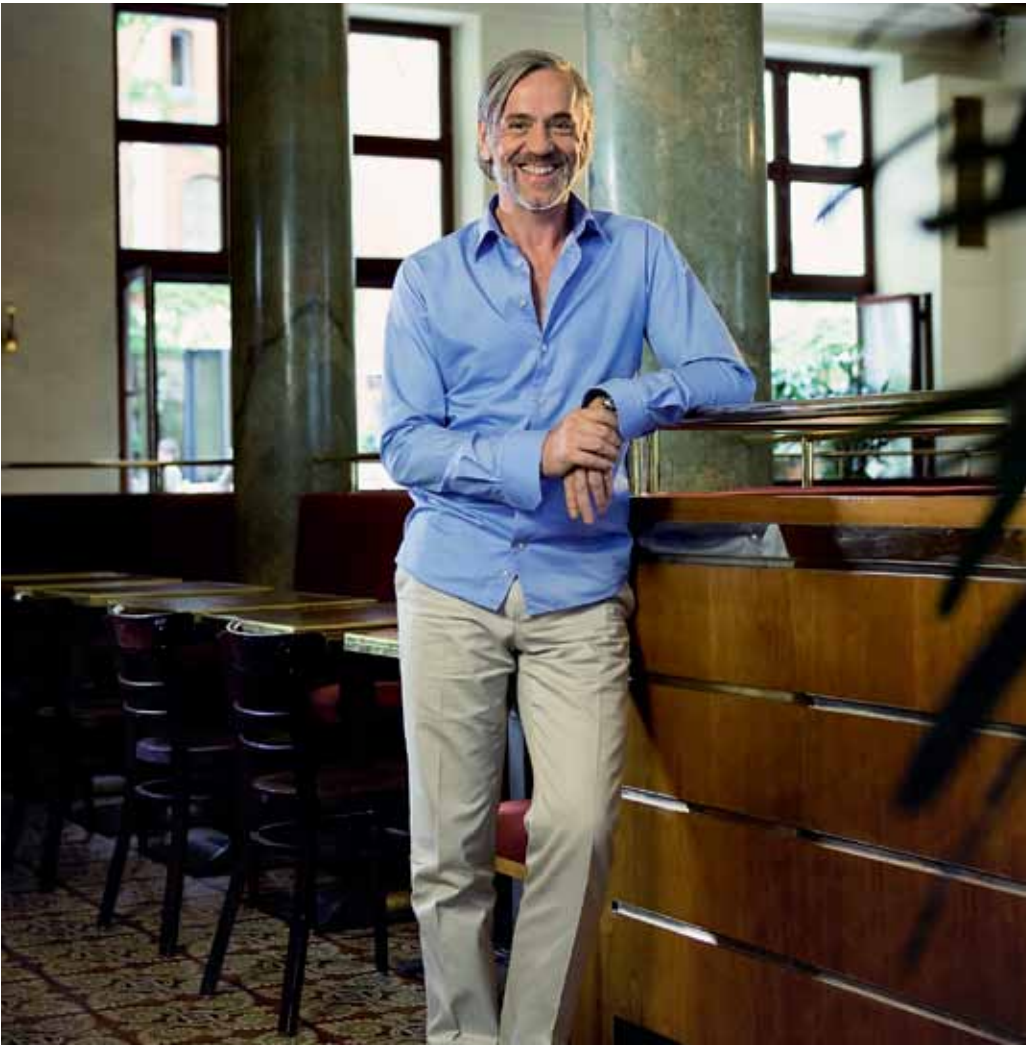
Mallorca DO Crianza
Binissalem José
L. Ferrer, 75 cl

Coop verkauft keinen Alkohol an Jugendliche unter 18 Jahren. Erhältlich in grösseren Coop Supermärkten und unter www.coopathome.ch

Für Kurzferien in Mallorca.

Das kräftige Bouquet dieses temperamentvollen Rotweins aus Mallorca zeichnet sich durch feine Beerennuancen und röstige Noten aus. Im Antrunk präsentiert er sich mit einer guten Balance und entfaltet eine langanhaltende Aromapalette. Er besitzt eine angenehme Struktur sowie sehr gute Gerbstoffe und überzeugt mit einem schönen Finale. Passt ideal zu rotem Fleisch, Pasta, Käse und Tapas.

Für jeden Anlass den passenden Wein.



«Wie im Swingerklub also?»: Gastronom Mary, 60.

MvH trifft

Roland Mary

Von Mark van Huisseling — Das «Borchardt» ist *das* Restaurant von Berlin. Besitzer Roland Mary erklärt, wie man einen Tisch bekommt.

Es gibt in jeder Stadt ein Restaurant, in das man geht. Natürlich gibt es nicht bloss eines, sondern viele. Aber nur eines, das einem als Erstes in den Sinn kommt. In das man geht, wenn man jemand ist in der Stadt (respektive, wenn man jemand ist anderswo und in die Stadt kommt). Es ist das Restaurant, das bleibt, während andere kommen und gehen. In Zürich war das die längste Zeit die «Kronenhalle», vielleicht bleibt sie das, obwohl es keinen Besitzer, nicht einmal mehr einen Wirt gibt, sondern einen Verwaltungsrat mit Präsidenten, der sich ernster nimmt als die Gäste. In Berlin gibt es das «Borchardt»; es hat einen Besitzer und einen Wirt, er heisst Roland Mary. Er ist jeden Mittag und Abend dort, wenn seine Gäste kommen.

«Ist es an einem gewöhnlichen Montagmittag auch so voll wie heute?» (Zur Zeit des Gesprächs fand die Berlinale statt.) «Es gibt gewöhnliche Montage, die ruhig sind, und es

gibt gewöhnliche Montage, die genauso voll sind. Es ist nicht nur die Berlinale, es gibt ja auch viele andere Sachen.» – «Wie macht man das, dass ein Restaurant immer voll ist?» – «Keine Ahnung, wir versuchen einfach, guten Service und gutes Essen zu bieten.» – «Wenn was los ist in der Stadt, haben Sie dann andere Gäste?» – «Ja, Fashion Week, Berlinale, Sitzungswochen, das sind die Politiker...» – «Sind das grosse Egos, schwierige Gäste?» – «Nö, kann man nicht sagen. Viele von diesen Leuten kommen auch während des Jahres, die kennt man dann mit der Zeit.» – «Wer war denn so da, den meine Leser kennen könnten?» – «Wir sagen immer nichts über Gäste. Ich war da, jetzt sind Sie da...» (Gute Antwort, gefällt mir. Auch wenn einer nicht erklären kann oder will, warum er Erfolg hat. Ist für mich glaubwürdiger.)

«Im *Spiegel* schrieb ein Autor, das «Borchardt» sei ein Ort, «wo täglich magisches Theater zur

Aufführung kommt». Und in der *Zeit* stand, es sei Treffpunkt der Filmstars «Leonardo Di Caprio, Michael Douglas, Jack Nicholson». Sie sagen, das «Borchardt» sei ein gewöhnliches Restaurant, «nur ein Restaurant». Tatsächlich?» – «Ja, würd ich so sehen.» – «Erinnern Sie sich an den Artikel von Matussek im *Spiegel*?» – «Ja, der war lustig. Er sass übrigens an dem Tisch, an dem wir jetzt sitzen.» – «Er schrieb, wegen des Essens gehe sowieso keiner hierher.» – «Das liegt im Auge des Betrachters.» – «Und weiter hat er, ein wenig verklausuliert, geschrieben, spätabends gebe es Paare, die hätten Sex bei Ihnen im Restaurant. Stimmt das?» – «Hier oben, aufm Tisch oder wie? Das hab ich nicht gelesen oder jedenfalls nicht in Erinnerung. Wie im Swingerklub also?» – «Nein, eher so Das-Lokal-in-dem-alles-passieren- kannmässig.» – «Wir verstehen uns als Anwalt des Gasts. Und die Freiheit des einen Gasts geht so weit, bis sie die des anderen beschränkt. Dazwischen ist uns eigentlich alles egal.»

«Ich hasse es, am Fenster zu sitzen»

«Ich habe bis jetzt immer Platz bekommen, aber noch nie einen guten Tisch. Perfekt.» – «Für wen?» – «Für Sie; ich bin organisiert, rufe an, zehn Tage bevor ich nach Berlin fahre, aber ich bin *nobody in this town*.» – «Wir lehnen nur ungern Reservierungen ab. Und was ein guter Tisch ist, ist immer schwierig zu sagen. Ich mag den, an dem wir sitzen, aber viele Leute hassen den Tisch hier.» – «Für Sie ist er gut, nahe am Buffet, mit Übersicht; aber für Gäste – neben der Kaffeemaschine...» – «Ich sitz hier gerne. Ich hasse es, am Fenster zu sitzen.» – «Es war kein Vorwurf, dass ich keinen guten Tisch bekommen habe [ändert sich sowieso, ich habe jetzt seine Mobilnummer], sondern ein Kompliment – Ihr System funktioniert.» – «Wir sind ein urbanes Restaurant und machen das *casual*, um es neudeutsch zu sagen – wenn es voll ist, wartet man ein wenig, das machen die Leute mit. Und dann haben wir eine französische Sitzordnung, das heisst, auch da, wo man eng sitzt, kann man super sitzen, wenn man nette Nachbarn hat. Wir versuchen, Leute so zu setzen, wie wir denken, die passen zusammen.»

«Neu haben Sie noch ein zweites Restaurant [das «Grosz» in Charlottenburg]. Doch die alte Geschichte: Man will den Chef sehen, und der kann nicht in beiden Lokalen zur selben Zeit sein...» – «Ich glaube nicht, die Gäste wollen ein gutes Preis-Leistungs-Verhältnis.» – «Denken Sie nicht, dass Sie sich ein wenig zu wenig wichtig nehmen?» (Eine meiner liebsten Fragen, leider selten möglich, sie unironisch zu stellen.) «Stammgäste vielleicht, aber die anderen kann auch ein Mitarbeiter empfangen, wenn er ein angenehmer Zeitgenosse ist.»

Sein liebstes Restaurant: («Ich gehe normal nicht mehr essen. Aber ich mag es, wenn es nett ist. Und gut.») «Neue Odessa-Bar», Torstrasse 89, Berlin, Telefon +49 30 92 125 732.



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich
bewahrt man sie schon für die nächste Generation.

Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com



Nautilus Ref. 5712/1A, Nautilus Manschettenknöpfe.